Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie
Band: 26 (1912)

Artikel: Schnitzer und Petrus
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-762000

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHNITZER UND PETRUS [1]

Von Dr. VERMEULEN.

Viele werden sich über diese Überschrift wundern, nicht wenige sich darüber ärgern. Staunen und Ärgernis versuche ich durch eine kurze Erklärung zu beseitigen.

Schnitzer — ich wage nicht von ihm als von einem „akademischen Lehrer“ [2] zu reden — betrachtet Petrus nicht als seinesgleichen. Er ist von Petrus benachteilt. Er hat „eine persönliche Fehde“,[3] eine persönliche Rechtsforderung gegen „Simon, Jonas' Sohn“. Dieser Apostel, der Dinge wissen sollte, die nicht von Fleisch und Blut geoffenbart sind, dieser Schlüsselträger des Reiches der Wahrheit, des Himmelreiches, dieser Mann, dessen bindende und lösende Gewalt auf Erden und im Himmel gilt, dieser „galiläische Fischer“,[4] auf welchem die Gnadengabe der Unfehlbarkeit ruht, dieser Mann, der fortleben sollte in einem unfehlbaren Papst, er, ja er hat Schnitzer genommen, was Schnitzer und Schnitzer allein gehört: die Souveränität der unfehlbaren Wissenschaft.[5] „Nun gibt es auf der ganzen Welt keine Einrichtung, die so unermeßliche Ansprüche erhebt, wie das Papsttum.“ So Schnitzer, I, S. VII. Welcher Art diese Ansprüche sind, sagt er I, S. 24: „Sein [Jesu] ganzes öffentliches Leben und Wirken war ein einziger, von flammender Entrüstung getragener Krieg wider die empörende Heuchelei und Anmaßung einer satten, selbstgerechten, hochmütigen Priester- und Theologenkaste und wider die unerträglichen Lasten, die sie anderen aufbürdete, während sie selbst keinen Finger rührte. Durch alle Jahrhunderte drang das markerschütternde Wehe, das er den Pharisäern und Schriftgelehrten zuschleuderte, — und er hätte daran denken sollen, eine neue Hohepriester- und Pharisäerkaste zu schaffen und seine eigenen Jünger und Anhänger in die drückenden Bande eines noch viel härteren und schmählicheren Joches zu schmieden? Unermüdlich hatte er auf Verinnerlichung, Vertiefung, Vereinfachung des religiösen Lebens gedrungen und Gottes unverbrüchliche Gebote allem menschlichen Gewissenszwang entgegengestellt, — und er hätte neue Äußerlichkeiten einführen, neue Menschensatzungen, neue Statuten, neue Fußangeln bringen sollen? Das eine Große, Letzte und Höchste hatte er immer verkündet, die Liebe zu Gott und zum Nächsten; mit zärtlicher Hirtensorge hatte er die irrende Seele ihrem Gotte, das pflichtvergessene Kind seinem Vater ans erbarmende Herz gelegt, — und er hätte die

---

[1] Hat Jesus das Papsttum gestiftet? Eine dogmengeschichtliche Untersuchung von Dr. Joseph Schnitzer, Professor an der Universität München. 2. verbesserte Auflage. Augsburg 1910. — Das Papsttum eine Stiftung Jesu? Von Dr. Joseph Schnitzer. Augsburg 1910. Das erste wird S. I; das zweite S. II zitiert.

[2] S. I. VII. [3] S. II. III. [4] S. I, 1.

[5] I, VII: „Wenn sich die hier vorliegende zweite Auflage eine verbesserte nennt, so wird der aufmerksame Leser die Berechtigung hierzu an vielen Stellen unschwer entdecken.“ Eine gründlich verbesserte Auflage ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit.

Seele und Gott neuerdings auseinanderreißen und ein Heer anspruchsvoller Mittelpersonen zwischen sie drängen sollen? Zu Söhnen Gottes hatte er seine Lieblinge geadelt, und er hätte sie zu Pfaffenknechten erniedrigen sollen? Kindlichkeit, Demut und Selbsterniedrigung hatte er stets gepredigt und seinen Jüngern ausdrücklich verboten, sich Meister oder Vater oder Führer nennen zu lassen, da sie alle untereinander Brüder und Kinder desselben Vaters seien, — und er hätte neue hierarchische Gewalten und Rangordnungen gründen sollen?"

Erstens vergleiche man mit diesen leidenschaftlichen Worten folgende Stelle [S. I, 23]: „Überblickt man nun die von der neueren Forschung in der Frage nach der biblischen Gründung der Kirche und des Primats eingenommene Haltung, so läßt sich eine erfreuliche Besserung gegenüber der Behandlungsweise, wie sie im Reformationszeitalter beliebt war, unmöglich verkennen. Namentlich ist man protestantischerseits ruhiger und objektiver geworden. Nicht mehr blinder Haß wider den „römischen Antichrist", nicht mehr konfessionelle Befangenheit und leidenschaftliche Polemik führt das Wort, sondern ernste wissenschaftliche Erwägung. Nicht mehr nach Konfessionen scheiden sich die Gegner, sondern nach Gründen."

Zweitens sind die Behauptungen S.s über die „anspruchsvollen Mittelpersonen" unwahr. Es läßt sich immer noch unter dem Krummstab gut leben. Im allgemeinen kann man, auch heutzutage sicher, sagen, daß sie „diese drückenden Bande eines härteren und schmählicheren Joches nicht schmieden", sondern vielleicht sich gar zu sehr des Ausspruches erinnern, daß es besser sei, de nimia misericordia Deo rationem reddere. Gibt es Ausnahmen von der Regel? Nun, so handeln sie einfach gegen das ausdrückliche Gebot des Herrn: Reges gentium dominantur eorum, vos autem non sic. In keinem Falle ist mit diesen Auslassungen S.s die Unechtheit der Worte des Herrn bewiesen.

Schnitzer ist in dem Kampf um sein gutes Recht Sieger. Frage ihn selber. Er hat den Räuber seiner Ehre niedergeschlagen. Petrus ist zerschmettert.

Kann ich denn anders reden als von „Schnitzer und Petrus?" Hat der Benachteiligte nicht Recht auf den ersten Platz? Was rede ich von Petrus? Frage Nippold,[6] es gäbe bei Schnitzer keinen Petrus mehr. Petrus ist eine „legendäre Persönlichkeit", er ist Statthalter nicht „des geschichtlichen, sondern des auferstandenen, mystisch visionären Jesus".[7]

Noch eine Erklärung habe ich für die auffallende Überschrift. Allein sie ist von einer etwas anderen Art. Der Glaube Petri, auf den die Kirche erbaut ist, ist so schön in seiner kindlichen Demut. Er ist nur unfehlbar durch und um Gottes willen. Der Glaube S.s ist ein Glaube an S. durch sich und um seiner selbst willen.

I.

Im Jahre 1890 veröffentlichte Dr. Schnitzer Berengar. In dieser Schrift finden sich schon viele recht verdächtige Äußerungen. Er spricht vom „hohen sittlichen Ernste, der den Scholastikus stets beseelte." S. 20. Dagegen: „Lanfranc scheint von der entehrenden Makel nicht frei zu

[6] Nippold in der Frankfurter Zeitung vom 24. Juli 1910: Schnitzer, Koch, Merkle.

[7] S. I, 47.

sein, seinen Freund Berengar verraten und die Rolle eines gemeinen Denunzianten gegen ihn gespielt zu haben.“ S. 28. Ebenso S. 51; 86; 108; 306; 307. Diese Stellen waren Prof. Knöpfler im ersten Hefte der Paussauer Monatsschrift noch nicht genug. Dagegen wurde im „Offertenblatt für die gesamte kath. Geistlichkeit Deutschlands“ [Nr. 2 1891] darauf aufmerksam gemacht, wie einer, der auf diese Weise über Berengar und über die gelehrten Gegner Berengars schreibt, sich schwer im Einklang mit der Kirche halten würde. Nun gesteht Schnitzer selber I, S. V.: „Darum darf den Historiker auch die gleißnerische Mahnung nicht irre machen, daß es doch heilige Pflicht wie jedes Gläubigen, so namentlich des Theologen sein müsse, sich im Einklang mit der Kirche zu halten, ‚sentire cum Ecclesia‘. Ich gestehe, daß ich dieser Phrase niemals einen erträglichen Sinn abzugewinnen vermochte.“ . . .

„Ich war noch ein Schulbub, als die Aufregung wegen des vatikanischen Konzils und der päpstlichen Unfehlbarkeit alle Volkskreise bis hinein in die Wohnstube des einfachen Bürgers und Handwerkers durchzitterte.[8] Auch bei mir zu Hause wurde darüber zwischen dem Vater und seinen Freunden, die ihn abends nach vollbrachtem Tagewerk oder an den Sonntagnachmittagen besuchten, aufs eifrigste debattiert. Immer wieder hörte ich da von den Professoren Döllinger und Friedrich und vom Pfarrer Renftle reden, der früher in meiner Heimat Benefiziat gewesen war. Da kam dann auf die Schriftstellen die Sprache, wie Jesus selbst den Petrus den Fels der Kirche genannt habe, der sogar die Hölle nichts anhaben könne, und wie er nur ihm[9] die Schlüssel des Himmelreiches und seine Lämmer und Schafe anvertraut habe, — Stellen, die ich auch schon von der Schule her kannte. Dann wieder hieß es, ob denn ein Mensch, wie doch auch der Papst sei, unfehlbar gleich Gott sein könne,[10] und warum man dies jetzt erst auf einmal glauben müsse, da man doch so lange auch ohne dies ausgekommen.[11] Solche Gespräche, die sich in der Hitze der Unterhaltung nicht selten zu förmlichen Redegefechten auswuchsen, bei denen es auch an Verwundeten nicht fehlte, setzten sich von der Wohnstube, wo die Männer tagten und wir Kinder mit dem Gesellen lauschten, in die Werkstätte und auf das Feld fort, wo wir zusammen die ländlichen Arbeiten verrichteten. Namentlich war unser Geselle Joseph, ein braver fleißiger, sinniger, grübelnder Bursche, viele Jahre älter als ich, aber mein vertrautester Freund, durch diese religiösen

---

[8] Schon Sokrates hatte gesagt (Platon, Apolog. Socr. 23): „Weil die Handwerker in ihrem Handwerk zu Hause sind, so meint ein jeder, er sei auch in allen übrigen Dingen der Gescheiteste.“ Und der alte griechische Kirchenvater Basilius klagt, daß zu seiner Zeit die Weiber sogar auf dem Markte heftig über die schwierigsten Fragen der Trinität disputierten.

[9] Unwahr, daß in der katholischen Schule gelehrt wird, daß nur Petrus die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut sind. Auch den übrigen Aposteln, infolgedessen auch ihren Nachfolgern sind die Schlüssel anvertraut. Cfr. Conc. Trid. sess. XIV. c. VI. can. XV. — ebenso Catechismus Conc. Trid. II. c. V., 14.

[10] Gleichfalls eine grobe Entstellung der katholischen Lehre.

[11] Unwahr. Schnitzer selber schreibt I, 45: „Agatho (678—81) führte die Worte: „Stärke deine Brüder“ zum Beweise der absoluten Irrtumlosigkeit des hl. Stuhles an.“ Übrigens würde dieser Einwand gegen jede Dogmaerklärung sprechen.

Debatten offenbar innerlich tief ergriffen und unsicher gemacht worden. Und so überraschte er mich eines Tages mit der Frage: »Bub, was meinst du, wenn die geistlichen Herren am Ende gar bloß so sagen? Wenn es vielleicht auch mit dem andern nichts ist, wie es mit der Unfehlbarkeit hapert?« Ich erschrak damals heftig. Denn ich hatte von meinen Eltern, besonders von meiner innig frommen, tiefreligiösen Mutter und von meinen strenggläubigen Tanten, aber auch in der Schule eine christliche Erziehung genossen und empfand schon den leisesten Zweifel an der Wahrheit der uns als heiligstes Gotteswort eingeprägten Kirchenlehre als Frevel. »Aber Joseph, erwiderte ich, was fällt denn dir ein? Was weiß denn der Döllinger? Der Bischof muß es doch besser wissen!« Und da nahm mich der wackere Geselle — ich vergesse es mein Lebtag nicht — bei der Hand und sagte zu mir: »Gelt, Bub, das versprichst du mir, wenn du selbst einmal groß und studiert bist — ich sollte nämlich damals bald nach Dillingen zum Studieren kommen — dann sagst du uns einfachen Leuten aufrichtig, ob alles wirklich so ist, wie wir es von der Kirche aus glauben müssen.« Und das versprach ich ihm.

Längst liegt er unter der Erde, mein lieber, guter Joseph. Aber unzähligemal habe ich an ihn und jene Stunde gedacht, die die Geburtsstunde meines Zweifels war. Und wenn wir uns einst wiedersehen sollten im Jenseits, — ich möchte ihm nicht als Lügner unter die Augen treten."

Da haben wir den Schlüssel zu Schnitzers religiöser Entwicklung, So geht er ans Gymnasium. Das paritätische Gymnasium ist wohl nicht die geeignete Stelle, religiöse Zweifel zu beseitigen. Nun folgen die philosophischen und theologischen Studien. Ein tieferes philosophisches Studium ist in einem Jahre unmöglich. Vor allem müßten die Fächer verringert werden. Warum soll der angehende Theologe, der schon am Gymnasium mehr als genügend Zeit und Gelegenheit gehabt hat, Mathematik, Physik, Botanik, Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Klassiker zu studieren, die für die scholastische Philosophie so kostbare Zeit für das alles opfern? Auch trifft hier die Bemerkung des Rektors Paul zu: „Es hängt weiter davon ab, wie die künftige Zusammensetzung der Universität sich gestaltet, insbesondere die der Lehrkörper. Und hierfür kommt es natürlich darauf an, daß das Professoren-Kollegium in Verbindung mit der Kgl. Staatsregierung stets bemüht ist, auf die bestmögliche Weise für Ersatz und Ergänzung zu sorgen ohne unberechtigte Nebenrücksichten."[12] Der Theologie-Professor soll nicht bloß Theoretiker sein, sondern auch in der Praxis geübt und als Professor gerne in der Seelsorge, vor allem beim Predigtamt, tätig sein. Es rächt sich nur zu oft, wenn der Professor nur Spezialist[13] sein will. Es ist ein tiefzubeklagender Mißstand, wenn einer von vornherein auf eine Professur spekuliert und als Schüler schon Spezialstudien treibt. Schnitzer dagegen geht so weit, es zu bedauern, daß Döllinger „einst Professor der Dogmatik gewesen, und obschon zur Geschichte übergegangen, Dogmatiker noch immer geblieben war". (I, S. 3.) In keinem Fache ist der Spezialist weniger am Platze als in der Theologie. Unmöglich kann er ein guter Historiker sein, ohne eingehende dogmatische Studien gemacht zu haben, unmöglich ein guter Kanonist, ohne die Kirchengeschichte gründlich zu kennen. Mancher ist schon durch seine

[12] „Gedanken über das Universitätsstudium." Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität von Dr. Paul. 1909.

[13] Auf der 16. kirchlich-sozialen Konferenz der protest. Theologen „wünschte Prof. Dr. Legius-Königsberg den Theologie-Professoren nicht zu starkes Spezialistentum." A. Abendztg. 8. Juni 1911.

einseitigen Spezial-Studien zugrunde gegangen. So einer sucht eine Preisaufgabe zu lösen. Je glänzender der Erfolg, um so weniger werden später die notwendigen elementaren Studien gemacht. Die Folge ist, daß z. B. ein berühmter Universitätsprofessor, der von mehreren Hochschulen einen Ruf bekommen, nicht einmal das kennt, was ein Kind aus seinem Katechismus gelernt hat, nl. daß das Konzil von Trient über das Fegfeuer Glaubenssätze gelehrt habe.

Warum hier diese Digression über die Studien eines Theologen; was haben alle diese Auseinandersetzungen mit S. zu tun? Weil es sehr darauf ankommt, welche Studien jemand gemacht und welche Lehrer er gehabt hat. Ohne dem „iurare in verba magistri" das Wort zu reden, ist es doch klar, daß der begabte und fleißige Schüler nicht allein seinen Lehrer hört, sondern auch an ihm hängt, ihn liebt, bewundert und infolgedessen „quisque iudicat, prout est affectus". Es wird doch wohl einen großen Unterschied, auch für das spätere Leben und Denken, machen, ob man zu Füßen eines Hettinger, Hergenröther, Denzinger oder eines Schell und F. X. Kraus saß. Wer dies alles bedenkt, fühlt es als selbstverständlich heraus, daß eine Schrift, wie diejenige S.s ist, „nicht etwa verstockter Bosheit, verblendetem Hochmut oder sonstigen Lastern und Leidenschaften entspringen muß, sondern „einen neuen traurigen Beleg für die absolute Unfähigkeit" [14] dieser einseitig „gerichteten Theologen" bildet. Der verhängnisvolle Schritt Schnitzers, Schriften wie diese zu veröffentlichen, ist gewiß zu bedauern, an erster Stelle für ihn selbst, — allein es wird durch das Gesagte erklärlich, wie ein Doktor der Theologie und Universitätsprofessor dazu kommen konnte, ich hätte fast gesagt, mußte. Wer A sagt, muß auch B sagen. Es ist die logische Konsequenz. Liest man die von Doktoranden aufgestellten Thesen, deren Verteidigung, wie man erzählt, fast eine Komödie sein soll, — obgleich in lateinischer Sprache abgefaßt, werden sie in der Landessprache vor einer meist aus Damen bestehenden Corona besprochen von vorher bestellten oder nicht ernsten Opponenten, — so greift man sich an den Kopf. Namentlich auf dem Gebiete des Alten Testamentes und der Kirchengeschichte findet man so abgedroschene und längst widerlegte Behauptungen (z. B. Liberius habe ein arianisches Glaubensbekenntnis unterschrieben), daß man unwillkürlich an Görres' Mondkälber und ausgeweidete und ausgestopfte Elefanten im Kriege der Königin Semiramis denkt.[15]

---

[14] S. II. S. 2. [15] „Es hieße Wasser in das Meer tragen, wollte man die landläufigen Einwendungen gegen die katholische Lehre immer von neuem widerlegen. Sie sind seit Beginn der sogenannten Reformation erhoben worden und werden immerfort erhoben werden — „jene große polemische Herde von Mondkälbern", wie einmal Görres sagt, „die vor dreihundert Jahren geworfen worden sind, die in der ersten Aktion, in die man sie hineingeführt, großenteils auf dem Felde der Ehre geblieben. Ihre Inhaber haben sich aber hierdurch nicht niederschlagen lassen, die salvierten Cadaver wurden abgehäutet und geschickt ausgebalgt, daß sie immer wieder das Ansehen von lebendigen haben. Man hat ihnen hierauf die ebenso sorgfältig präparierte Päpstin Johanna zur Anführerin gegeben, die am besten sich zum Kommando eines solchen Heeres eignet, weil ihr neben Leib und Seele auch selbst die Haut gefehlt; als Generalstab fungiert die Inquisition mit dem gefolterten Galilei. Und so ziehen sie immerfort aufs neue in die Schlacht, wie weiland jene ausgeweideten Elefanten der Königin Semiramis, um die Herrschaft des Papstes, welcher der leibhafte Antichrist ist, zu stürzen. Die Katholischen haben lange

Die Urteile über Schnitzers jüngste Arbeit sind himmelweit verschieden. Es ist hier natürlich nicht die Rede von der „gewissen Presse“,[16] nicht von der Seite, wo „ja kirchliche Gelehrte erst recht gezwungen sind, die Echtheit dieser Worte durch Dick und Dünn zu verteidigen.“ Auch ist hier die Rede nicht von der Form und dem Gebrauch von Bildern und Vergleichungen. Wenn S. z. B. sagt I, IV: „die profane oder kirchliche Stellung eines Menschen kann nicht Einfluß üben auf die Behandlung, die ein gewissenhafter Arzt ihm verordnet“, — so ist die Form nicht allein nicht glücklich, sondern auch falsch. Der Arzt kann und wird einem vermögenden Herrn eine Bade- oder Seereise verordnen, während dieser Rat einem armen Tagelöhner als Hohn und Spott vorkommen müßte.

Unter den „kirchlich nicht gebundenen Forschern“ ist die Wertschätzung ganz verschieden. Während die **„Wartburg“** sagt, daß Schnitzers Schriftchen **gar nichts Neues** bringt und nur Interesse hat, weil es von einem **katholischen Priester** verfaßt sei, jubeln die meisten darüber in begeisterten Lobeshymnen.

Schnitzer will in heiligem Eifer und in einer von Mitleid erfüllten Begeisterung die arme verirrte Herde der Gewalt der ebenfalls verirrten Hirten entreißen. Er gießt in maßloser Wissenschaft mit fast unmäßiger Verschwendung die Schätze seiner Gelehrsamkeit aus früheren und späteren Jahren über die zur Geistlosigkeit verdammte Menge aus. Er umfaßt das Heute und das Vergangene und die Zukunft mit seinen unvergleichlichen Seherblicken. Er läßt den kostbaren Lebensatem seiner Weisheit wie einen milden, süßen, schmeichelnden Geruch von Lilien und Rosen in unsere, leider abgestumpften Organe eindringen. Er verbindet mit der Wissenschaft Deutlichkeit, mit der Weisheit Liebe, mit klugen Urteilen höfliche Worte.[17] Er ist groß in allem, allein vor allem groß in der Bescheidenheit, mit welcher er seine Belehrungen schenkt!

Zeit Feuer darauf gegeben; da aber niemals eine der Bestien fallen wollte, haben sie endlich begriffen, wie die Dinge beschaffen seien, und sparen ihr Pulver.“ (Regensb. Morgenblatt. 13. Februar 1891. Berengar.)

[16] S. I, S. VII.

[17] S. sagt II, S. III: „Die ausführliche und wie ich gerne anerkenne, maßvolle Besprechung, die mir P. Dausch in der Passauer Monatsschrift angedeihen ließ.“ Dafür bei S. die äußerst höfliche Antwort, II, 34: „Wenn Dausch mir vorwirft, . . . so beweist er schlagend, daß er von der historischen Tragweite der Prioritätsfrage keine Ahnung hat.“ S. II, 36: „Wenn Dausch meine Belege mehr als dürftig nennt, so scheint er eben für gewisse Dinge kein Organ zu haben.“ Nicht besser geht es Ludwig. „Wenn mir somit Tillmanns blinder Nachbeter aus diesem Anlaß ‚mangelnde Gewissenhaftigkeit‘ vorwirft, so beweist die Leichtigkeit, mit welcher er anderen Gewissenhaftigkeit abspricht, lediglich, daß er an diesem Artikel selbst keinen Überfluß leidet. Ebenso niederträchtig ist der von Ludwig nach Tillmanns Vorgang wider mich erhobene Vorwurf . . .“ (S. II, 37). Da lesen wir auch: „Meine Beweisführung . . . verbittet sich nur perfide Tillmansche Verdrehung.“ „Da Ludwig aber wie sonst so auch hier nur einfach T. nachschreibt, so brauche ich auf seine läppische Bemerkung nicht weiter einzugehen.“ S. II, 71. Unnötig zu bemerken, daß ein näheres Eingehen auf die „persönliche Fehde“ Schnitzers gegen Dausch, Tillmann, Ludwig mir ferne liegt. Die Herren brauchen fremde Hilfe nicht. Das Eine nur sei bemerkt. Schnitzer schreibt I, 73: „Noch heute lesen wir in allen unseren Bibelausgaben

Es ist also eine Ehrenpflicht und eine Ehrenschuld, nach Kräften dafür zu sorgen, daß eine so große Wohltat nicht der Vergessenheit anheimfällt. Undank ist namentlich bei denen, die aus der Finsternis zum vollen Lichte kommen, keine ungewöhnliche Erscheinung. Allein wo es Schnitzer gilt, darf von solch einer Undankbarkeit keine Rede sein. Der Mann, der uns „in der Wahrheit frei machen will" — der Hauptzweck seiner Schrift ist das „Herrenwort": „Die Wahrheit wird euch frei machen" — darf für uns nicht verschwinden. Auf Schnitzers Schrift etwa näher einzugehen, ist zweifellos ein verwegener Versuch, allein ich will es wagen, Schnitzer zu zeichnen in dem vollen Lichte seiner jüngsten Schrift.

Einige Proben noch von Schnitzers Sprache und Stil. Über das Vatikanische Konzil, über die Unfehlbarkeitsdefinition und was damit zusammenhängt, schreibt S. I, 1: „Mit zuversichtlichem Lächeln blickten die kurialistischen Bischöfe in den schwülen Sommertagen des Jahres 1870, als sie im Begriffe standen, der dreifachen Krone des römischen Bischofs mit der Unfehlbarkeitserklärung das letzte und kostbarste Juwel einzufügen, zu den gewaltigen Lettern empor, die ihren anti-infallibilistischen Kollegen um so schmerzlicher in die Augen stachen. In der Tat, wenn der Gottmensch selbst dem Petrus die Verheißung erteilt hatte, daß er auf ihn, den unerschütterlichen Felsenmann, seine Kirche bauen wolle, die die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermochten, — durften dann die Bischöfe der Konzilsmehrheit unter den am Felsen Petri zerschellenden Höllenmächten nicht auch mit Recht jene furchtbare Macht des Irrtums verstehen, die der von Christus verkündeten und seiner Kirche anvertrauten Lehre unaufhörlich die schwerste Gefahr schuf? So ernst auch die Bedenken dogmatischer, geschichtlicher wie rechtlicher Art sein mochten, welche die Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit in die Wagschale zu legen hatten, — konnten sie wider die feierliche Erklärung des Sohnes Gottes aufkommen, daß er seine Kirche auf dem Felsen Petri errichten wolle? Wenn man schon an einem Königsworte nicht deuteln soll, mußte man nicht um so mehr das Wort Gottes in seiner ganzen imponierenden Größe gelten lassen?"

---

1. Joh. 5. 7: ‚Drei sind, die Zeugnis geben im Himmel: Der Vater, das Wort und der Hl. Geist, und diese drei sind eins." Dieser Vers ist aber eine der kirchlichen Trinitätslehre zuliebe vorgenommene Interpolation (späterer Zusatz), wie heute von der gesamten Kritik einhellig bezeugt wird, — eine Tatsache, an der die Echtheit dekretierende Entscheidung des römischen Stuhles vom 13. Januar 1897 nichts zu ändern vermag." Sein Gegner Tillmann gibt ihm in der „Köln. Volkszeitung" unbedenklich recht, obgleich S. daraus schließt: „Demnach kann auch die Annahme nicht zu sehr befremden, die Verse Matth. 16, 17—19 hatten erst allmählich in den Text Eingang gefunden." Specht, Lehrbuch der Dogmatik, I. B. 110 läßt die dogmatische Beweiskraft der Stelle bei 1 Joh. 5, 7 gelten und sagt über das Comma Ioanneum: „Das letzte Wort ist in dieser Angelegenheit sicher noch nicht gesprochen". Die übrigen Gegner fertigt Schnitzer in dieser Weise ab: „Aber all die Auslassungen . . . bewegten sich doch zu sehr auf dem niedrigen Boden ordinärer Schmähungen und Verunglimpfungen, als daß sie ernst genommen zu werden verdienten; wer mit Pech umgeht, besudelt sich mit Pech. Auf sachliche Erörterungen ließen sie sich aus durchsichtigen Gründen natürlich nicht ein . . . (S. II, 2.).

Und dennoch nennt Schnitzer sie im Widerspruch mit sich selbst: „schmeichelnde Jasager". Warum? S. ist „erst recht gezwungen die Unechtheit dieser Worte durch Dick und Dünn zu verteidigen." Diese Schrift ist ja eine Apologia pro vita sua. „Stellt sich etwa heraus, daß Petrus mit besonderen Vollmachten nicht ausgerüstet oder nicht Bischof von Rom war, so stürzt mit seiner Grundlage das Fundamentaldogma von der päpstlichen Obergewalt und Unfehlbarkeit gleich einem Kartenhaus ein." (S. I, IV.) „So ängstlich nun auch die Kirche die starren Gitter bewachen mag, mit denen sie das Rührmichnichtan ihrer altersgrauen Anfänge umzäunt, so wenig kann sich der Historiker daran kehren." (l. c.) Und das sagt S., obwohl er weiß, daß keine Großmacht da ist, die so zuversichtlich ihre Geheimarchive den Forschern öffnet! Wiederum im Widerspruch mit sich selbst schreibt S. I, 24: „Nicht mehr nach Konfessionen scheiden sich die Gegner, sondern nach Gründen. Wie protestantische Gelehrte für, so sind katholische [welche?!] gegen die Geschichtlichkeit des heiß umstrittenen Herrenwortes; die einen, wie die anderen wissen nur zu gut, daß wie immer die Entscheidung auch fallen mag, die Lösung ja doch nur akademischen Wert und Charakter hat und eine mit realen Mächten dieser Welt so stark und vielseitig verwobene Institution wie das Papsttum nicht ernstlich und jedenfalls nicht unmittelbar zu bedrohen vermag. Zwei Probleme sind es hauptsächlich, von deren Entscheidung die Stellung der Forscher in der Echtheitsfrage der Matthäusstelle abhängt . . ."

Wer hätte Lust und Zeit, aus S. eine concordantia discordantium zu verfassen? S. schließt sowohl die erste, wie die zweite Auflage: „Wir stehen am Ende unserer Untersuchung. Wir haben uns die Frage gestellt: Hat Jesus das Papsttum gestiftet? Aus tiefster Überzeugung können wir, müssen wir nun darauf antworten: Nein, er hat es nicht gestiftet, er hat gar nicht daran gedacht, es zu stiften." Und früher hörten wir aus S.s eignem Munde, daß die Entscheidung über die Geschichtlichkeit des heiß ümstrittenen Herrenwortes hauptsächlich von der Lösung zweier Probleme abhängt. Glaubt S. vielleicht diese Probleme endgültig gelöst zu haben? Im Gegenteil. In dem Vorworte der zweiten Auflage schließt er: „Meines Erachtens steht zum wenigsten so viel unleugbar fest, daß das Dogma von der Einsetzung des Papsttums durch Jesus zur **Frage** geworden ist." Es ist nicht durch diese jüngste Schrift Schnitzers zur **Frage geworden**, sondern von Anfang an eine Frage **gewesen**, eine gewaltige, entscheidende Frage: „Qui crediderit, salvus erit; qui non crediderit, condemnabitur."

II.

Vor allem stellt sich der Leser, wenn er Schnitzers „Untersuchung" aus der Hand legt, die Frage: Was will denn S. eigentlich?

Will er den Beweis liefern, daß das Dogma des unfehlbaren Papsttums in Widerspruch ist mit der Schrift? Will er uns zeigen, daß es mit der katholischen Tradition nicht zusammenpaßt? Erklärte er, daß Petrus, der Felsenmann, eine „legendäre Persönlichkeit", eine Mythe „des visionären Jesus" sei? Will er uns überzeugen, daß die Schrifttexte, die man auf Petrus deutet, nicht auf ihn gedeutet werden können? Will er die Schrifttexte alle als gefälscht darstellen? Will er namentlich in Jacobus einen Rivalen sehen, der einen viel höheren Vorrang unter den Aposteln einnimmt wie Petrus? Sucht er Paulus zu einem hierarchischen Gegner oder Mitbewerber um die Ehre des Primates zu machen?

Kann und soll die Frage,[18] „ob und wann Petrus nach Rom kam und wie lange er hier verweilte, nicht erörtert werden"? Denn „selbst wenn er in Rom gewirkt und die christliche Gemeinde begründet haben sollte, so war er doch auf keinen Fall römischer Bischof, sintemalen sich ein monarchischer Episkopat zu seiner Zeit noch gar nicht entwickelt hatte, und alle kirchliche Dienstleistung noch auf der eine rechtliche Nachfolge oder amtliche Vererbung ausschließenden persönlich-charismatischen Begnadigung ruhte. Und wie Petrus selbst nicht römischer Bischof war, so hinterließ er auch keine bischöflichen Nachfolger, wie es denn in Rom beinahe ein Jahrhundert nach seinem Tode keinen Einzelepiskopat gab?" — Ruft er die alten Kirchenväter auf, um Zeugnis abzulegen für die Unechtheit des „Herrenwortes"? Macht er von diesen Zeugnissen Gebrauch, um nachzuweisen, daß diese „Herrenworte" von ihnen gekannt, jedoch nicht den Sinn haben, den der Interpolator damit bezweckt hat? —

Gab es in der ersten Zeit keine Bischöfe? Beruhte der Episkopat in der ersten Zeit nur auf persönlichen Vorzügen? Hat der Episkopat in der ersten Zeit doch bestanden, allein nur zeitgeschichtliche, nicht hierarchische Bedeutung?

So mehren sich die Fragen ins unendliche. Was soll man antworten? —

Die einfache Antwort ist diese: Die ganze Schrift Schnitzers ist ein tohuvabohu, eine chaotische Verwirrung. Keine Spur von Ordnung, sondern ein Durcheinander der gewaltigsten Widersprüche; und dies ist das einzige Gute. Man kann vielleicht pathologisch einen mildernden Umstand, eine Art bona fides daraus entnehmen.

Gegen die Echtheit der Worte: „Du bist Petrus" müssen die Evangelien zeugen. Allein die Evangelien sind wertlos. Die „Herrenworte" geben nur ein persönliches Privilegium für Petrus. Allein Petrus hat kein persönliches Vorrecht, wie etwa Jacobus; er ist einfach „ein Satan". In den ersten Jahrhunderten gab es keine Bischöfe. Allein Jacobus war Bischof in Jerusalem. War Petrus Bischof, so gesteht man zu, daß er der erste ist, jedoch ist das nur ein zeitlicher Vorrang, kein amtlicher.

Gegen den Primat Petri sollen die Konzilien und Päpste selber Zeugnis ablegen. Allein Konzilien und Päpste haben keineswegs Autorität. Von den Vätern müssen wir hören, welche Anschauung die herrschende in den ältesten Kirchen war. Allein es gab damals noch keine Kirche, nur den „Liebesbund" ohne „normative Theologie". Trotzdem hat der Interpolator bei Matth. den Ausdruck: Kirche „der Phraseologie des Heidenapostels entnommen". Stimmen die Väter mit S. nicht überein, so gehören ihre Schriften zu den Apokryphen.

Tertullian, in montanistischen Irrtümern befangen, ist ein Meister der Ironie. Tertullian, in voller Begeisterung für Petrus, gibt nur „eine durch die pseudo-clementinischen Schriften ausgesponnene und weitverbreitete Erzählung".

Schriften aus dem zweiten Jahrhundert sind vollständig wertlos; allein ein etwa zweideutiges, besser gesagt, bei gewaltsamer Interpretation scheinbar geeignetes Wort, wie „Liebe", oder „Liebesbund", liefert unüberwindliche Waffen gegen Petrus.

So überall. Dabei überraschen uns wirklich unübertreffliche Schönheiten! S. I, 5. IV: „Auch der Kirchen- und Dogmenhistoriker, der sich

[18] S. I, 52.

vom Theologen nicht erwürgen läßt, will nicht seine Wissenschaft zur feilen Metze degradieren."

Solche Schönheiten haben wohl Prof. Dr. Ludwig dazu gebracht, in der Augsb. Postzt. 16. Sept. 1910 zu schreiben: „Vor kurzem erschien eine Schrift des bekannten Prof. Dr. Schnitzer, die geeignet ist, in katholischen Kreisen Verwirrung und Glaubenszweifel zu tragen. (?!) Scheint doch die hier unternommene Bekämpfung der biblischen Unterlage des päpstlichen Primates so gut fundiert, namentlich durch Herbeiziehung des eschatologischen Problems (?!) und der modernen Evangelienkritik, wird doch in so überlegenem Ton von der katholischen Auffassung als einer veralteten, ja völlig unhaltbaren geredet, und zwar stets in fließender, gewandter (?!) Darstellung, daß die Broschüre ihren Eindruck auf den Leser nicht verfehlen kann. Allein den theologischen Fachmann kann die bestrickende (?!) Dialektik nicht täuschen."

„Das eschatologische Problem" scheint den Freisinger Professor zu recht sonderbaren Auslassungen verführt zu haben. So schreibt er: „Auch die Meinung Knabenbauers, Jesus habe, weil er weder Tag noch Stunde des Weltendes als Gegenstand seiner Offenbarung bezeichnete, auch über die Nähe desselben nichts aussagen können, erscheint mir nicht stichhaltig; denn wenn man auch über den genauen Zeitpunkt des Eintreffens nichts aussagen kann, so ist doch eine ganz persönliche Vermutung hierüber nicht ausgeschlossen.« Der Gottmensch Jesus kann nichts aussagen, nicht weil er nichts weiß, sondern weil es kein Gegenstand seiner Offenbarung ist. So kann der Beichtvater nichts aussagen, was eine Verletzung des Beichtgeheimnisses wäre. Eine Vermutung ist beim Gottmenschen vollständig ausgeschlossen. Specht, Lehrbuch der Dogmatik. I. B. 412.] Schnitzer kennt die katholischen Geschichtschreiber. Hat Baronius je geschmeichelt? Hat Pallavicini etwas verschwiegen? Haben Hergenröther, Janssen je absichtlich Unwahres berichtet? Das schamlose Treiben Chams hat allerdings niemals den katholischen Schriftstellern zum Beispiel gedient, allein der Wahrheit haben sie immer die Ehre gegeben.

S. I, 25: „Selbst wenn sich aber Jesus mit der Stifung einer neuen Religionsgemeinschaft getragen hätte, so —" S. I, 40: „Selbst wenn sich aber Jesus zur Seligpreisung des Petrus und zu seiner Erhebung zum Oberhaupt des neuen Gottesreiches wirklich veranlaßt gesehen hätte, so —"

Nun muß man wohl wissen, daß mit diesen immerfort wiederkehrenden sonderbaren Konditionalsätzen einfachhin Tatsachen geleugnet,[19] unbewiesene Behauptungen aufgestellt, „Herrenworte" und bis jetzt allgemein angenommene Erklärungen verworfen, kanonische Schriften beseitigt und Zeugnisse gefälscht werden. Dazu kommt noch die Kunst der Übersetzung. Wo nötig, wird z. B. übersetzt: „Nicht einmal Petrus selbst hat sich etwas ungebührlich zugeschrieben oder anmaßend herausgenommen zu behaupten, daß er den Primat habe. . . ." (S. I, 79.) Der ganze Text lautet: Nam nec Petrus, quem primum Dominus elegit et super quem aedificavit ecclesiam suam, cum secum Paulus de circumcisione postmodum disceptaret, vindicavit sibi aliquid insolenter aut adroganter adsumpsit, ut diceret se primatum tenere et obtemperari a novellis et posteris sibi potius oportere, nec despexit Paulum, quod ecclesiae prius persecutor fuisset, sed consilium veritatis admisit et rationi legitimae, quam Paulus vindicabat, facile consentit."

[19] Harnack sagt in seiner Kaisergeburtstagsrede (1907), daß jetzt die Anwesenheit des Petrus in Rom allgemein als eine wohlverbürgte Tatsache gilt.

Bei dem Streite über die Ketzertaufe schwebte dem hl. Cyprian Paulus vor, der in vollster Achtung der Primatstellung Petri dessen inkorrektes persönliches Verhalten rügte, und nun schreibt er: „Denn auch Petrus, den der Herr zuerst erwählt und auf welchen er seine Kirche gebaut hat, hat weder für seine Person etwas frech in Anspruch genommen oder anmaßend herausgenommen, so daß er sich dahin ausgesprochen hätte, er habe den Primat inne, und es bestehe die Pflicht, daß von Jüngeren[20] und Späteren ihm vielmehr gehorcht werde, noch mißachtete er Paulus weil er früher ein Verfolger der Kirche gewesen wäre, sondern den Rat der Wahrheit ließ er sich gefallen und der gesetzlichen Begründung, welche Paulus verfocht, stimmte er leicht zu." Also legt Cyprian hier Zeugnis **für** und nicht **gegen** den Primat ab.[21]

III.

Es ist billig und recht, die Beweisführung Schnitzers näher darzulegen. S. fängt an mit der

„Stiftungsfrage im Lichte der Literatur".

Im alten römischen Rechte — naturae ius scriptum — gilt das argumentum praescriptionis, der Verjährungsbeweis. Wenn jemand längere Zeit hindurch im friedlichen Besitze einer Sache war, brauchte nicht er, sondern derjenige, welcher den Besitz ihm streitig machen wollte, den Beweis zu führen. Nun war die katholische Kirche jahrhundertelang im Besitze des Primates. Er gründete sich auf die Worte des Herrn: „Du bist Petrus." — „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." — „Dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches." Also muß derjenige, der den Primat und die Echtheit der „Herrenworte" leugnet, den Beweis führen: Wenn Christus die Worte nicht gesprochen, den Primat nicht gegründet, — wer hat die Worte in die Schrift hineingebracht, wo und wann ist die Fälschung geschehen, wie wäre das überhaupt möglich gewesen, da immer der Grundsatz gegolten hat in der Kirche: Nil novi nisi traditum. (Papst Stephan an Bischof Cyprian von Carthago.) Und Vincent. Lir. c. 2: Id teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est: hoc est enim vere proprieque catholicum. Hat nun S. auch nur einen stichhaltigen Beweis gebracht, daß das „depositum custodi" in das Gegenteil verkehrt sei? Nicht eine Spur von Beweis, werden wir sehen, ist in Schnitzers Broschüre zu finden. Im Gegenteil bringt S. für den aufmerksamen Leser nur Beweise für die Echtheit der „Herrenworte".

Der erste Zeuge ist Döllinger. S. schreibt I, 2: „Hatte ja Döllinger in dem „Prachtwerk", das er 1860 über „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" herausgab, selbst dargetan, wie Jesus den von ihm stets vor allen Jüngern ausgezeichneten Petrus für sein messianisches Bekenntnis durch vier miteinander eng verbundene Verheißungen einer künftig ihm anzuvertrauenden Gewalt und eines Vorzugs in der Kirche belohnt habe. Er sollte (solle) erstens der Fels sein, auf welchem Jesus seine Kirche bauen wolle; die auf diesem Felsen ruhende Kirche solle zweitens niemals untergehen; er werde ihm drittens die Schlüssel des Reiches, der Kirche, geben, und viertens solle, was er auf Erden binden oder lösen werde, auch im Himmel gebunden oder gelöset sein." „Was

[20] Cyprian war erst in reiferem Alter getauft und nur zwei Jahre Bischof.

[21] Seitz, Cyprian und der römische Primat. Regensburg 1911. S. 36.

hier dem Petrus nach dem Berichte des Matthäus vorerst nur verheißen wurde, das wurde ihm später nach der Auferstehung verliehen. Es geschah dies, als Jesus zum drittenmal den Aposteln, und zwar dieses Mal drei Aposteln und drei Jüngern nebst Petrus, erschien. Hatte er früher auf das Zeugnis seiner göttlich-gewirkten Glaubensstärke hin ihm jene Zusicherung gegeben, so belehrte er ihn nun durch die in feierlicher Weise dreimal an ihn gerichtete Frage, daß er auch in der Liebe zu ihm die anderen Apostel übertreffe, ein Felsenmann, wie im Glauben, so in der Liebe, sein müsse, veranlaßte ihn hierdurch, seine dreimalige Verleugnung zu widerrufen und verband hiermit den dreimal wiederholten Auftrag: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe (Joh. 21, 15—17). Damit war der gesamten Kirche, die Apostel mit inbegriffen, ein oberster Hirt gegeben, war Petrus zu der Gesamtheit der Gläubigen in dasselbe Verhältnis gesetzt, in welchem Christus selber bisher stand, als der „gute Hirt" (Joh. 10, 12), der für seine Herde sorgt aus Liebe und mit Aufopferung, nicht einem Mietlinge gleich um des eigenen Vorteils willen."

„Döllinger", sagt S., „schlug die Erträgnisse und Erkenntnisse, zu welchen die kritische Schule in nahezu hundertjähriger, mühsamer Arbeit gelangt war, allzu gering an."

Der zweite ist der berüchtigte Reimarus (Lessing). S. sagt von ihm, daß er „die Fortsetzung des Lebenszweckes Jesu bedauerlicherweise betrügerischen Absichten seiner Jünger zuschrieb.

Der dritte, Strauß, gesteht: „Petrus ist allerdings der von Jesus am meisten bevorzugte Apostel."

Der vierte, Rénan, „führt aber wenigstens den Keim einer religiösen Gemeindebildung auf Jesu Anordnung zurück . . . Wohl besitzt Petrus eine Art Primat, aber dies ist kein rechtlicher, sondern nur ein persönlicher, auf individuellen Eigenschaften beruhender Vorrang. . . ."

Dagegen sagt der fünfte, Schleiermacher, gerade das Gegenteil: „daß die feierliche Erhebung des Petrus bei dieser Gelegenheit nicht gesprochen worden, wohl aber bleibt Raum für den Tadel Christi." Man denkt hier unwillkürlich an die Antwort der jungen Märtyrin Margarita (Brev. R. Ratisbon.) an den römischen Richter: „Wie töricht, aus derselben Schrift die Hinrichtung Christi anzunehmen, und was dieselbe Schrift erzählt, die Auferstehung Christi, nicht zu glauben."

Dasselbe gilt von dem sechsten, Weiße, dem Vater der Marcushypothese: „den Schlüssel des Himmelreiches hätte Jesus wohl nicht einem Manne übertragen, den er unmittelbar darauf einen Satan nenne" (nennt). Nach der immer befolgten Methode S.s Matthäus so darzustellen, als ob es diesem Evangelisten nur darum zu tun wäre Petrus zu verherrlichen, würde man meinen, S. solle eher für die Unechtheit des Tadels eintreten.

Der nächste Zeuge, Wilke, gesteht: „es sei unleugbar, daß Petrus nach der evangelischen Geschichte Auszeichnungen vor den übrigen Aposteln gehabt habe."

Weiter: „Von der Ursprünglichkeit des Matthäus überzeugt, nahm August Neander die Erhebung des Petrus als feste, historische Tatsache an."

„Die Tübinger Schule, voran ihr gefeiertes Haupt Baur, erblickte in Matthäus den ersten und ältesten Evangelisten, der von Lucas und Marcus benützt worden sei, und erklärte die auffallende Tatsache, daß nur das älteste Evangelium diesen Ausspruch habe, . . . mit der Annahme, diese Auszeichnung sei eben nicht auf dieselbe Weise anerkannt" . . .

„Keim, der seine herrliche ‚Geschichte Jesu von Nazara' auf Matthäus als den ältesten und zuverlässigsten Berichterstatter aufbaute, den Marcus

und Lucas überall verkürzt und grausam beschädigt haben sollen, hielt es für unmöglich, daß Jesus ein Bekenntnis, welches er selber provozierte, nur mit Stillschweigen oder gar Tadel sollte beantwortet haben, und sah „in den Worten bei Matthäus, sonderlich am Eingange, in Inhalt und Form, ja geradezu in dieser kräftigen, körnigen, bildlichen Form, echtes Jesusgold, wie er es nur münzt."

„Zahn erklärt: Das Herrenwort an Petrus entstammt bereits dem Matthäischen Urevangelium . . . Daß aber Matth. 16, 17—19 nicht etwa . . eingeschoben ist, beweist allein schon der sprachliche Ausdruck des Stücks, welches von Anfang bis zu Ende so echt jüdisch klingt, wie nur irgend ein Stück des Matthäus."

„Weiß: Der apostolischen Urquelle entstammt nun auch der Bericht Matth. 16, 13—18, also das feierliche Bekenntnis des Petrus, die Seligpreisung Petri durch Jesus und die Versicherung der Kirchengründung auf Petrus den Felsen."

„Aufs entschiedenste verficht A. Bolliger die Ursprünglichkeit des Matthäus und infolgedessen auch die Echtheit der von ihm berichteten Verherrlichung Petri. Wenn sich die Anhänger der Marcushypothese genötigt sehen, Matthäus 16, 17 ff. für einen Zusatz des ersten Evangelisten zu erklären, so spotten sie ihm zufolge aller gesunden Psychologie. „Wann haben Interpolatoren solche Arbeit geleistet? Die Verse stehen in ihrem Zusammenhang bei Matthäus so trefflich wie ein Glied an einem Leibe; sie tragen auch den schlechthin unnachahmlichen Duft einer historisch großen Stunde; sie sind auch in der Form so, wie sie nur den Größten der Erde und auch ihnen nur in den größten Stunden ihres Lebens gelingt. So etwas macht kein Interpolator." „Daß die katholische Theologie erst recht an der durch Jahrhunderte geheiligten Überlieferung von der Ursprünglichkeit des Matthäus und infolgedessen an der Authentie der von ihm garantierten petrinischen Privilegien festhielt, wird niemanden überraschen". . . . . „Matt und ängstlich flatterte sie fortan über die kahlen Stoppelfelder der traditionellen Auffassung dahin."

Holtzmann: „Allerdings wenn Matth. 16, 18 ein geschichtliches Wort Jesu wäre, dann hätte, da es sich fraglos auf die Person Petri, nicht etwa nur auf sein Glaubensbekenntnis oder sonst etwas Abstraktes beziehe, die katholische Auslegung mindestens Oberwasser, und diese Auslegung wäre doppelt im Vorteile, wenn diesem Petrus die Schlüssel des Himmelreiches verliehen würden. Ja dreifach recht hätte sie vollends, wenn die durch den Zusammenhang von Matth. 16, 18, 19 gebotene Identifizierung des Himmelreiches mit der Kirche den Sinn Jesu ausdrückte; denn dies sei der richtige Kirchenbegriff des Katholizismus."

„Wernle . . . kam zu dem Ergebnis, daß . . Matth. 16, 17 ff als spätere Zutat zu betrachten sei."

„Soltau: . . . Petrus ‚der Fels', auf den die ‚Kirche' errichtet werden sollte, gehöre frühestens dem Ende des 1. Jahrhunderts an. Damit stimmte im wesentlichen A. Jülicher überein . . . Auch Schmiedel. . . Wellhausen."

Harnack: . . . „es sei eine üble Abschwächung unbestreitbarer historischer Tatsachen, mit protestantischen Exegeten und Historikern leugnen zu wollen, daß die palästinischen Kreise, aus welchen das Matthäusevangelium mit der Anordnung, die Kirche auf Petrus aufzubauen, hervorging, dem Petrus nach seinem Tode einen förmlichen Seelsorgeprimat . . . zugeschrieben haben."

Feine: „Die in Matth. 16, 18 ff. ausgesprochene Anschauung . . ist . . nur aus der Stellung, welche Petrus innerhalb der judenchristlichen Kirche gewonnen hat, zu erklären, „wenn auch dieser Überlieferung ein

echtes Herrenwort zugrunde liegen mag." Hatten Schmiedel, Wellhausen und Harnack an petrinischen Ursprung der Marcus-(?)Erzählung . . Zweifel geäußert, so trat Hermann von Soden ebenso warm für ihn . . . ein."

„Loisy betonte die mittelbare und indirekte Einsetzung der Kirche durch Jesus . . . Und selbst wenn Jesus von einer ‚Kirche' gesprochen hätte, so hätte er doch nicht gesagt, ‚meine Kirche', wie er auch nicht sagte ‚mein Reich'. — ‚Der scharfsinnige Exeget' vergißt offenbar, daß Jesus gesagt hat: ‚**Mein** Reich ist nicht von dieser Welt.' Und der gute Schächer bat: ‚Herr, gedenke meiner, wenn du kommst in dein Reich'."

„Romolo Murri stößt sich gleich der kirchlichen Orthodoxie an Loisy's eschatologischer Erklärung des Gottesreiches . . . Tyrrell stellt sich auf die Seite Loisys, wenn er gleichwohl behauptet, es gebe keinen zwingenden Grund, die Echtheit der Stelle Matth. 16, 17 ff. zu bestreiten" . . .

Wer will nun auf Grund all dieser von Schnitzer angerufenen Zeugen die Echtheit der „Herrenworte" leugnen? Selbst einem Caiphas war es nicht möglich einen Richterspruch abzugeben, als die Zeugen sich so in Widerspruch verwickelten: Et non erat conveniens testimonium eorum.

IV.

In den beiden „Untersuchungen" Ss. findet sich kein einziger neuer philosophischer Gedanke, keine einzige Seite zeigt eine tiefere Idee; deshalb gehört er jedoch nicht zu den Philosophen, von denen man behaupten kann: „Si tacuisses, philosophus mansisses." Er ist ganz zeitgemäß ein Aviatiker unter den Philosophen Er macht die sonderbarsten Luftreisen. Nicht daß er niemals mit dem harten Boden der Logik unsanft in Berührung käme, daß seine Luftgeschosse sich nicht durch Selbstverbrennung vernichteten; das macht ihm aber gar nichts. Er ist über die Welt der gewöhnlichen Geister hoch erhaben, er braucht kein klares, folgerechtes Denken. Noch weniger wichtig ist es für ihn, richtige Schlüsse zu ziehen. Er gewinnt sein gewolltes Resultat auch da, wo ein anderer meinen würde, gerade auf wahrhaft naive Weise seine Unfähigkeit zu bekunden. Dies wird sich bei näherer Betrachtung von Ss. Beweisführung klar zeigen.

S. fängt damit an, daß er sagt: „bei einer persönlichen Fehde pflegt erfahrungsgemäß doch nichts herauszuspringen." Auf derselben Seite sagt er gerade das Gegenteil, indem er sich zu „den schönen Worten Gfrörers" bekennt: „Einwürfe, welche entweder die Wahrheit und Ebenbürtigkeit der angeführten Zeugen widerlegen oder in der Bündigkeit der Schlüsse eine Blöße zeigen, sind willkommen, weil durch sie die Lauterkeit der Geschichte nur gewinnen kann" Gewiß kann man noch weiter gehen und sagen: „Du choc des opinions jaillit la verité."

Da Schnitzers Arsenal auch nicht eine einzige neue Waffe enthält, so kann ich mich leicht mit ganz bewährten Waffen begnügen. Auch in der zweiten Schrift scheint ihm, um seine eigene Bildersprache zu gebrauchen, „jeder neue Gedanke heillosen Schrecken einzujagen und das Wiederkauen vorsintflutlicher Ansichten zur süßen Lebensgewohnheit geworden" zu sein. Sogar der vom Theologen erwürgte Historiker ist wieder da. „Hatte einst die Dogmatik die Eschatologie erwürgt, so drohte nunmehr die Eschatologie den Spieß umzukehren; und so ist es leicht begreiflich, daß die Orthodoxie aller Konfessionen und Lager in ihr das Schreckens- und Schmerzenskind sah und sieht, das sie nicht kennen will, oder wenn

sie es doch nicht aussperren kann, unwirsch in die dunkelste Ecke drückt. Herzliche Aufnahme fand das Mädchen aus der Fremde nur in den Armen, die es zu neuem Leben erweckt hatten, bei der Geschichte."

Es wäre eine Lust, einem Schüler die Aufgabe zu geben, die verschiedenen Bilder Ss. nebeneinander zu stellen. Die Eschatologie ist von einem Dogmatiker erwürgt, trotzdem droht sie den Spieß, mit welchem sie erwürgt worden ist, umzudrehen! Der Dogmatiker sieht nun das Schreckens- und Schmerzenskind (natürlich, wer würde sich nicht zu Tode erschrecken?); er will es nicht mehr kennen, und da er es nicht mehr aussperren kann, drückt er es in die dunkelste Ecke. Da steht nun die Geschichte in dieser dunkelsten Ecke und in ihren Armen findet nun das Mädchen aus der Fremde Aufnahme, nachdem es dieselben Arme schon vorher zu neuem Leben erweckt hatten. — Nein, mit solchen Schreckenskindern bringt man keinen Tillmann, Ludwig, Dausch usw. um: „Les gens, que vous tuez, se portent assez bien."

S. II, 5 schreibt: „Zwar wird T. nicht müde, das Wort von der historisch-kritischen Wissenschaft im Munde zu führen; leider schwebt es ihm nur auf den Lippen, sein Herz ist von ihr weit entfernt." Und gleich darauf in einem Atemzuge: „Während es sonst in wissenschaftlichen Erörterungen meines Wissens nicht üblich ist, sich mit der religiösen Überzeugung des Gegners zu beschäftigen, die das stille Heiligtum seines Herzens bilden und von unberufenen, rohen Händen selbst dann nicht auf die Gasse gezerrt werden dürfen, wenn sie . . ." Und II S. 7 führt er den von ihm gesperrten Ausspruch Gfrörers an: „Dieser Satz ist so gewiß, daß nur Verstocktheit oder gänzlicher Mangel an historischem Sinne ihn leugnen zu können scheint." S. tadelt den Ton Tillmanns, ihm, dem älteren Kollegen gegenüber, schreibt jedoch selber: „So setzt er sich, wenn er schon den Bären nicht erlegen kann, wenigstens hin, in seinem Felle nach Läuschen zu suchen." Wieder „eine wirkliche Pracht- und Musterleistung"! Sich neben einem Bären, so gewaltig, daß er ihn nicht erlegen kann, ganz gemütlich hinzusetzen, um nach Läuschen in seinem Felle zu suchen! Natürlich muß dies dem zahmen Bären recht angenehm sein. O nein, S. muß es als „eine grobe Ungehörigkeit, um nicht zu sagen Ungezogenheit, bezeichnen". — Budha-Brahma macht Schule. —

Den Rekord in Aviatik der Philosophie schlägt S. I. 8: „Also nicht die metaphysische Möglichkeit des Wunders im allgemeinen, sondern nur die Tatsächlichkeit des Wunders im einzelnen, von Fall zu Fall, bezweifelt er." II, 9: „Christus ist Gott, also muß er doch Wunder gewirkt haben; (!) Christus hat ja doch Wunder gewirkt, warum soll er denn also nicht Gott sein? Wehe der Gottheit Christi, wenn sie sich auf „Wunder" angewiesen sieht, wie sie vor und nach ihm zahllos gewirkt wurden!" — Kennt S. wirklich keinen Unterschied zwischen einem Wunder, gewirkt aus eigener Kraft, (wie z. B. „Ich habe die Gewalt mein Leben zu geben und es wieder zu nehmen.") und einem Wunder, gewirkt im Namen Jesu? (wie z. B. Petrus: „Ich sage dir, im Namen Jesu stehe auf.")

S. kann noch immer höher steigen: „Statt sich darüber zu entrüsten, daß der Historiker mit der menschlichen Persönlichkeit Jesu vollen Ernst macht, sollte sich T. der Einsicht nicht verschließen, daß es heutzutage nachgerade keinen anderen Weg zur Rettung der historischen Existenz Jesu mehr gibt, als die entschiedene, fast möchte ich sagen rücksichtslose Geltendmachung seiner vollen Menschlichkeit. Denn je mehr Christus von den Dogmatikern aus der Sphäre des Gemeinmenschlichen hinausgehoben und mit dem magischen Zaubermantel des Wunderbaren und Übernatürlichen bekleidet oder vielmehr verhüllt wird, um so unfaßbarer und

gespenstischer wird er, und um so leichteres Spiel haben Männer wie Drews, Kalthoff, Robertson, die historische Existenz Jesu völlig in Abrede zu stellen. Somit arbeiten gerade die kirchlichsten Dogmatiker, Apologeten und Exegeten den unchristlichsten Christusleugnern am kräftigsten in die Hände, ohne zu bedenken, daß Christus als Gott den Menschen zur Voraussetzung hat und das nicänische Dogma in dem Augenblicke allen Halt und Sinn verliert, in welchem Drews den Propheten aus Nazareth aus dem Buch der Geschichte getilgt hat." — Welcher gläubige Christ hat je die wahre Menschheit Jesu geleugnet? Der Dogmatiker wie der Historiker leugnet, daß Christus nur Mensch ist, während er seine volle Menschheit geltend macht. Und Männer wie Drews sind nur pathologisch zu betrachten. Die historische Existenz Jesu in Abrede stellen können nur völlige Narren. (Vgl. Lacordaire, 7. Janvier 1847: „La haine aveugle, elle rend les yeux insensibles aux plus fortes clartés, et en ce sens, il convenait que la realité historique de Jésus Christ fut attaquée. comme une preuve de la diminution intellectuelle de ceux, qui se font ses ennemis . . .")

S. II, 5: „Ich scheine von meinem Gegenstand . . . weit abgeschweift zu sein und stehe doch mitten in der Sache. Denn eben diese grundzätzliche Verschiedenheit der Betrachtungsweise, nicht etwa der eine oder andere Streitpunkt, scheidet uns weit voneinander. Um es gleich zu sagen: Wir verstehen uns nicht und können und werden uns wohl niemals verstehen. Wir sprechen verschiedene Sprachen, leben in verschiedenen Welten. Wo ich gut deutsch rede, reden sie mittelalterlich lateinisch;[22] wo ich mich auf festem historischem (?) Boden bewege, schreien sie ängstlich nach dem Dogma." —

Ich schreie nicht ängstlich nach dem Dogma und stelle mich nur auf festen historischen Boden. Also sei der Versuch gemacht, ob wir uns verstehen können!

Die Eschatologie ist bei S. für die Würdigung der Matthäusstelle 16, 18 ausschlaggebend. S. II, 33: „Jesus hat das Ende der Welt als nahe bevorstehend erwartet . . . Daher hat er denn auch keinen Anlaß, die Stiftung einer religiösen Organisation derselben ins Auge zu fassen."

Dagegen sage ich: Jesus hat das Ende der Welt nicht als nahe bevorstehend erwartet. Und wenn er auch das nahe Weltende erwartet hätte, so wäre es kein richtiger Schluß zu sagen: also hat er keinen Statthalter für die Zeit bis zur nahen Parousie ernennen können, infolgedessen auch nicht ernannt.

A. Christus hat das Ende der Welt nicht als nahe bevorstehend erwartet.

S. selber bringt die Beweise dafür, indem er schreibt I, 26: „Zwar hatte Jesus erklärt: „Über jenen Tag und die Stunde weiß niemand etwas, auch nicht die Engel im Himmel, auch nicht der Sohn, sondern nur der Vater." (Marc. 13, 12.)

Das genügt. Alles andere, was S. bringt, stößt Jesu Wort nicht um. Nach allen Regeln der Hermeneutik muß man bei jedem Schriftsteller nur dann einen Widerspruch annehmen, wenn zwingende Gründe eine andere Auslegung verbieten. Diese sind nicht da. Auch nach längerer Zeit kann etwas noch plötzlich, unerwartet, rasch kommen, wie der Dieb

[22] Es würde kein Schaden gewesen sein, wenn S. seine Behauptungen hie und da in eine scholastisch-syllogistische Form zu bringen versucht hätte. Bischof Senestrey sagte, er habe den Versuch gemacht, die tönenden Phrasen eines modernen Philosophen in das Lateinische zu übersetzen, wodurch ihm sogleich der inhaltlose Unsinn klar geworden sei.

in der Nacht, wie der Blitz. „Denn ihr wißt nicht, wann der Hausherr kommt, ob gegen Abend oder um Mitternacht oder beim Hahnenschrei oder am Morgen.“ (Matth. 13, 35.)

S. I, 28: „Daß der zurückerwartete Herr in fernes Land gereist sei (Luc. 19, 12), und daher erst nach langer Zeit wiederkehren werde (Matth. 25, 19), oder auch, daß er seine Rückkehr absichtlich verzögere (Matth. 24, 48; 25, 5; Luc. 12, 45). Der Verfasser des zweiten Petrusbriefes sieht sich genötigt, gegen „spottsüchtige Leute“ zu polemisieren, die da sprechen: „Wo ist die Verheißung seines Kommens?“ Und er antwortet mit der seither so oftmals wiederholten Versicherung: „Ein Tag ist bei dem Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr ist nicht saumselig mit seiner Verheißung, wie es einige für Saumseligkeit halten, sondern er ist langmütig um euretwillen, er will nicht, daß einige umkommen, sondern alle zur Sinnesänderung gelangen. Kommen wird aber der Tag des Herrn wie ein Dieb. Dann werden die Himmel sausend vergehen.“ (2. Petr. 3, 3. ff.)

Es ist nicht nötig noch mehr hinzuzufügen. Sagt nicht die Schrift ausdrücklich, daß erst alle Heidenvölker und dann erst die Reste Israels gerettet werden sollen; daß erst eine Herde und ein Hirt sein werde? Wie soll das in kürzester Zeit geschehen, und wohl in so kurzer Zeit, daß kein Hirt überhaupt nötig ist?

Es bleibe also das unerörtert, was „S. schon längst bekannt war“. Männer, denen wir, S. sowohl wie ich, das Wasser nicht reichen können, unterscheiden eine dreifache Parousie: die Zerstörung Jerusalems, den Tod des einzelnen Menschen und das Weltgericht. Mit einigen „hämischen, hochnäsig absprechenden“ Phrasen setzt ein wirklicher Gelehrter sich nicht über das alles hinweg.

B. Wenn Jesus das nahe bevorstehende Weltende erwartet hätte, so ist das noch kein zwingender Grund, zu leugnen, daß er einen Hirten an seiner Stelle über seine Herde aufstellen konnte, also auch eingesetzt habe. Denn er sagt selber, daß es vorher eine Herde und einen Hirten geben werde. Der König, der in ein fernes Land reist, stellt Verwalter auf, und zwar höhere und niedrigere. Dem einen gibt er fünf, dem anderen zwei, dem letzten ein Talent. Nehme ich Schnitzers eignen Vergleich I. 1, so sage ich: Wenn der König außerhalb seines Reiches verweilt, sei es nur auf kurze Zeit, ja selbst wenn er im Lande bleibt, die Hand zur Unterschrift untauglich ist oder besser, geschont werden soll, so ernennt er einen Stellvertreter. Also ist die Schlußfolgerung bei Jesus durchaus unlogisch, daß er für kurze Zeit keine Stellvertretung bestellt haben kann, also auch nicht bestellt hat.

Unbegreiflich ist es, wie S. I, 27 schreiben konnte: „Nur von ihr (Parousie) aus ist die weltabgewandte, fast möchte man sagen kulturfeindliche Härte und Schroffheit so mancher Forderungen Jesu begreiflich. Nur um sein tägliches Brot soll man, auf das Kommen des himmlischen Reiches unablässig gefaßt, den Vater bitten, dieses tägliche Brot muß genügen. Nicht bloß nicht übermäßig lieben, wie die heutige verwässernde, absichtlich abschwächende kirchliche Schriftauslegung will, nein, hassen muß man Vater und Mutter, Weib und Kind. (Luc. 14, 26).“ — Jesus, der durch Wort und Beispiel die Elternliebe so ausdrücklich lehrte, der betonte, daß die Pharisäer, um ihrer Menschensatzungen willen, das Gebot Gottes übertreten; der die Tempelopfer mit Vernachlässigung der Elternliebe so scharf geißelte, er soll wegen der nahe bevorstehenden Parousie gesagt haben, daß man Vater und Mutter hassen muß? Gesenius schreibt: „שנא im Gegens. von אהב zun. bloß comparative nachsetzen, und jenes:

vorziehen, 5. Mos. 21, 15 ff. vgl. Matth. 6, 24. Luc. 26. In der hebräischen Sprache fehlen bekanntlich die Comparative." —

Weitere Waffen Schnitzers sind die Aussprüche Jesu über die Feindesliebe, über Verzicht auf zeitliche Güter, als ob er keinen Unterschied zu machen wisse zwischen gebotener, strenger Pflicht und evangelischen Räten der Vollkommenheit. Auch wenn diese durch so viele Hände gegangenen Waffen, welche dadurch nicht schärfer geschliffen, sondern nur so schmutzig geworden sind, daß sie nicht mehr rein zu machen sind, echt wären, würden sie hier keine Verwendung finden können. Dadurch, daß Jesus um das tägliche Brot zu bitten lehrt, soll nach S. unwiderlegbar bewiesen sein, daß Jesus das Weltende nahe bevorstehend geweissagt hat! Dadurch, daß Jesus befohlen hat, „man darf überhaupt nicht schwören" (bekanntlich unwahr!), daß „man seine Besitztümer ganz weggeben" soll, daß „man seine Feinde lieben muß," liegt klar zu Tage, daß „am Himmel Jesu die blutrote Abendsonne flammte; die düstere Stimmung des bevorstehenden Weltunterganges . . ." ?!

Ich darf die Darstellung der Methode „des neuen Missionars unter den katholischen Deutschen" nicht schließen, ohne eine kleine Probe zu geben von dem herzensguten und fröhlichen „Esprit", womit bei tief ernsten Beweisführungen eine Abwechslung geboten wird. S. I, 28: „Tatsächlich halten sich denn nicht einmal die strengsten und frömmsten Kirchen- und Ordensmänner, die an Sorge für Leib und Leben und irdischer Habe oft viele Weltleute beschämen, an Jesu Mahnungen." Der ehrwürdige Beda schreibt schon: „Ubi non hoc praeceptum esse putandum est, ut nil pecuniae reservetur a sanctis, vel suis scilicet, vel pauperum usibus suggerendae: cum et ipse Dominus, cui ministrabant Angeli, tamen ad informandam Ecclesiam suam loculos habuisse legatur." Und der den Beutel trug, war der Apostel Judas.

V.

Die Stiftungsfrage im Lichte der Evangelienkritik.

Schnitzer I, 32: „Wenn die katholische Theologie einhellig die Geschichtlichkeit der Stiftung des Primates und infolgedessen des Papsttums durch Jesus lehrt, so nimmt sie einhellig die Ursprünglichkeit und völlige Zuverlässigkeit des ersten Evangeliums und seine Abfassung durch den Apostel Matthäus an. Diese Annahme hat sich jedoch, wie wir gesehen, längst als hinfällig erwiesen." — Aus Schnitzers Zeugen haben wir gerade das Gegenteil gesehen. — „Es gehört zu den gesichertsten und unumstößlichen Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung eines ganzen Jahrhunderts, daß unser erstes Evangelium, weit entfernt aus erster apostolischer Hand zu stammen, im Gegenteile, alle Merkmale literarischer Abhängigkeit aufweist." Ebenfalls haben Schnitzers eigene Zeugen das Gegenteil gezeigt.

„Es schließt sich, gleich dem Lucas, vollständig der Stoffverteilung des Marcus an, zu der es, wenn es sich je eine kleine Abweichung erlaubt, schließlich doch immer wieder zurückkehrt. Es schließt sich dem Marcus aufs engste auch sprachlich an, vielfach sogar bis auf die völlige Gleichheit des Wortlauts, meist freilich so, daß es das unbeholfene Griechisch der Vorlage lexikalisch und stilistisch glättet und bessert." — Aus Schnitzers angeführten Zeugen las man wieder früher gerade das Gegenteil.

„Und gerade in seinen Abweichungen verrät er seine Abhängigkeit von Marcus zuweilen noch schlagender als in seinen Übereinstimmungen, sofern sich dieselben nicht selten als absichtliche Korrekturen

gewisser bereits als anstößig empfundener Wendungen erweisen. Während nach Marc. I, 32 ff. die Leute alle ihre Kranken zu Jesus brachten und er viele heilte, brachten sie nach Matth. 8, 16 viele zu ihm und er heilte sie alle; ebenso heilte er nach Marc. 10 viele, nach Matth. 12, 15 alle. Während nach Marc. 6, 3 die Leute in Nazareth ausrufen: „Ist dies nicht der Zimmermann?", nennen sie ihn nach Matth. 13, 55 nur mehr „des Zimmermanns Sohn". Während Marc. 6, 5 noch arglos schreibt, Jesus konnte in Nazareth keine Wunder wirken, verbessert Matth. 13, 58, er habe daselbst um ihres Unglaubens willen nicht viele Wunder gewirkt."

Wie S. in den ersten angeführten Texten einen Widerspruch finden kann, ist völlig unbegreiflich. Dazu zitiert er unrichtig. Es heißt bei Marcus wörtlich: „Jesus konnte in Nazareth keine Wunder wirken, außer, daß er wenigen Kranken die Hände auflegte und sie heilte. Und er verwunderte sich über ihren Unglauben . . ."

„Während Marc. 3, 5 dem Herrn noch Zorn zuschreibt, läßt Matth. 9 ff. diese Bemerkung weg." So S. Schreibt die Schrift sowohl des Alten und Neuen Bundes Gott nicht fortwährend Zorn zu?

„Während Marc. 3, 21 noch zu erzählen wagt, Jesu Angehörige seien gekommen, um ihn nach Hause mitzunehmen, weil er von Sinnen (verrückt) sei, gleitet Matth. 12, 22 ff. über diesen peinlichen Vorfall mit Stillschweigen hinweg." — Warum soll dieser Vorfall peinlich sein? Wurde Jesus von Herodes nicht ebenso behandelt? Waren die Apostel in den Augen der Juden auch nicht von Sinnen? Hieß es von Paulus nicht: „Du rasest"?

„Während Marc, 7, 31 den Herrn bei Heilung des Taubstummen den Finger in die Ohren desselben legen, seine Zunge mit Speichel netzen und gen Himmel aufseufzen, und auch bei der Heilung des Blinden in Bethsaida Speichel und Handauflegung anwenden, kurz das Wunder nicht mit einem Male, sondern nur mit einer gewissen Mühe vollbringen läßt, heilt Jesus nach Matth. 15, 29 ff. Lahme, Blinde und Stumme ohne weiteres, so daß die Menge sich wundert." So S.

Auch bei den anderen Evangelisten, auch bei Johannes noch, liest man, daß Christus sich manchmal bei Spendung von geistlichen und leiblichen Wohltaten gewisser Zeichen bediente, sogar bei Erteilung des heiligen Geistes. „Während Jesus nach Marc. 5, 30 erst fragen muß, wer ihn im Gedränge berührt habe, erwähnt Matth. 9, 20 ff. die Frage überhaupt nicht." Das muß ist von Schnitzer hinzugefügt.

Während Jesus nach Marc. 10, 18 die Anrede: „Guter Meister" mit der Bemerkung ablehnt (!): „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, als Gott allein," darf er nach Matth. 19, 17 nur erwidern: „Was fragst du mich über das Gute", was der Mann nicht getan hatte. — Bei Matth. heißt es wörtlich: „Guter Meister! Was muß ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben erlange? Da sprach er zu ihm: „Was frägst du mich über das Gute? Einer ist gut, nämlich Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote." So fallen alle diese Korrekturen des Matthäus und damit alle Folgerungen S.s weg.

„Marcus ist ja, wie eine gründliche Prüfung gezeigt hat, nicht die einzige Quelle, aus der Matthäus und Lucas geschöpft haben. Vielmehr haben ja beide noch eine stattliche Masse von Reden und Aussprüchen Jesu gemeinsam, und es wäre immerhin möglich, daß Matthäus die auszeichnenden Worte, die er dem Herrn zur Belohnung Petri in den Mund legt, dieser Spruchsammlung entlehnt hätte, wie sie denn B. Weiß und Th. Zahn auch wirklich aus der apostolischen Quelle ableiten." Eine

gründliche Prüfung zeigt, daß diese Spruchsammlung den willkürlichen Phantasien und luftigen Hypothesen angehört.

„Während nach Marc. 5, 22 Jairus dem Herrn nur meldet, sein Töchterchen sei am Sterben, läßt Matth. 9, 18 ihn, um nachher das Wunder förmlicher Totenerweckung recht nachdrücklich hervorzuheben, sprechen: „Meine Tochter ist soeben gestorben." So S.

Es heißt wörtlich bei Marcus: „Als er noch redete, kamen Leute von dem Vorsteher der Synagoge und sprachen: Deine Tochter ist gestorben; warum bist du dem Meister noch lästig." Trotzdem will ich Schnitzers Wahrheitsliebe nicht in Zweifel ziehen,[23] allein das muß S. selber doch gestehen, daß er den guten Homer hier noch übertrifft — im Schlafen.

Ebenso alles weitere, das S. vorbringt. Ob die Wunder zahlreicher sind oder massiver, ist ganz gleich. Ein Wunder ist eine Ausnahme von den Naturgesetzen, die von Gott gemacht und deshalb nur von ihm aufgehoben werden können. Ob diese Ausnahme mehr oder weniger „massiv" ist, hat gar keine Bedeutung. Übrigens ist auch das, was S. weiter sagt, wieder unwahr: „Die spätere Zeit, deren Geist das erste Evangelium atmet, kündigt sich sodann im Taufbefehl an, der den Aposteln vom Auferstandenen erteilt worden sein soll . . . Eine trinitarische Formel ist im Munde Jesu ein schreiender Anachronismus."

S. wird wohl nicht verlangen, daß die arianischen Streitigkeiten von neuem anfangen und daß das nizäische Konzil revidiert wird. — „Nie und nirgends sonst in den evangelischen Quellen findet sich hierfür ein Analogon; weder Marcus noch die Spruchsammlung weiß von einer derartigen Anordnung." — Die Spruchsammlung weiß überhaupt gar nichts; denn um etwas zu wissen, mus man existieren; die Spruchsammlung existiert überhaupt nicht! Die evangelischen Quellen wissen aber wohl etwas, z. B. Marcus 16, 16, Joh. III, 5. — „Und es wäre ganz unverständlich, wie die älteste Gemeinde die Taufe Jesu hätte erteilen können — was sie nach Ausweis der Apostelgeschichte und der Paulinischen Briefe tat — wenn Jesus ihr im Namen der Dreifaltigkeit zu taufen geboten hätte." — S. zitiert o. a. 1. Korinth. VI, 11: „Ihr seid aber abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes." Apg. 2, 38: „Jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden; und ihr werdet empfangen die Gabe des Hl. Geistes." S. vergißt ganz Apg. XIX, 2: „P. sprach zu ihnen: Habt ihr, nachdem ihr gläubig geworden, den Hl. Geist empfangen? Sie aber sprachen zu ihm: „Wir haben nicht einmal gehört, ob ein Heiliger Geist sei? Da sprach er: Womit seid ihr denn getauft worden? Sie sagten: Mit des Johannes Taufe. P. aber sprach: . . . sie wurden getauft im Namen Jesu des Herrn. Und als P. ihnen die Hände auflegte, kam der Hl. Geist auf sie." — S. schreibt weiter: „Auf den Namen der Dreieinigkeit konnte aber erst getauft werden, als die trinitarische Theologie gewisse Fortschritte gemacht hatte, was erst nach Ablauf einer längeren Zeit möglich war; als man aber tatsächlich trinitarisch zu taufen sich gewöhnt hatte,

[23] An mehreren Stellen entrüstet sich S., wenn er glaubt, daß man seine Wahrheitsliebe in Zweifel zieht, und weist „eine solche nichtswürdige Verdächtigung mit Entrüstung zurück." (II, 37). Zweifellos hätte er besser getan, solche Äußerungen zu unterdrücken wie I, VII: „Und doch sollte man sich auf kirchlicher Seite, je sicherer man der unerschütterlichen Wahrheit seiner Sache ist oder wenigstens zu sein vorgibt . . .

konnte man es sich nicht anders denken, als daß schon Jesus, auf den man ja alle Gemeinde-Einrichtungen, um ihnen höhere Autorität zu verleihen, zurückführte, dies so gewollt habe, und so legte ihm dann der erste Evangelist den trinitarischen Taufbefehl in den Mund. Aber wohlgemerkt, nicht dem irdisch-historischen, sondern dem auferstandenen mystisch-visionären Jesus, — der beste Beweis, daß man keinen Anlaß und keinen Zeitpunkt vor dem Leiden und Sterben des Herrn wußte, mit dem sich der Taufbefehl hätte verknüpfen lassen." — Also ist hier nach S. der erste Evangelist zurückzudatieren auf die längere Zeit, als die trinitarische Theologie gewisse Fortschritte gemacht hatte und man tatsächlich schon trinitarisch taufte! Dagegen spricht schon, Joh. III, 5, der noch nicht auferstandene Jesus zu Nikodemus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Hl. Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen."

Schnitzer schreibt ferner: „Die spätere Zeit, die aus dem ersten Evangelium spricht, kündigt sich ferner in dem eigentümlichen Gleichnis vom Netz mit den guten und faulen Fischen an (Matth. 13, 47 ff.) sowie in dem Gleichnis vom Unkraut und Weizen. Bei Marc. 4, 26 ff. ist das Gottesreich noch einem Acker ähnlich, der nur gute[24] Saat trägt; dagegen ist bei Matth. 13, 24 bereits der böse Feind an der Arbeit, nachts, wenn die Leute schlafen, Unkraut zu säen. Matthäus setzt also schon eine Zeit voraus, da die christliche Gemeinde schon nicht mehr nur Heilige, sondern auch Sünder in ihrer Mitte zählt . . ." — War Judas ein Heiliger, war Petrus nach Schnitzer nicht ein „Satan"? Rügt Paulus nicht schon in der ersten Christengemeinde Korinths scheußliche Zustände? — Ananias, Saphira, Simon Magus usw. S. I, 37: „So kann es denn nicht mehr befremden, daß Matth., und nur er, noch nicht Marcus und selbst noch nicht Lucas, bereits eine Kirche kennt und eine Kirchendisziplin, deren Ursprung er ebenso selbstverständlich auf Jesus zurückführt . . " — Soeben hörte man von S., daß die christliche Gemeinde nur Heilige in ihrer Mitte zählt, nicht Sünder, die nicht sofort ausgeschlossen werden . . usw. Also war die Kirche doch schon vor Paulus da, der die Sünder bereits ausschließt! — „Dieser Bericht (als habe Jesus die Kirche auf den Felsen Petri gegründet) entstamme (meint Weizsäcker) einer Zeit und Gegend, in welcher Petrus der allein Leitende war, nämlich Syrien". — Großartig, früher hörte man bei S.: es habe damals noch keine Bischöfe, noch viel weniger Päpste gegeben, — und nun werden wir belehrt, Petrus sei damals schon der allein Leitende gewesen. So war S. vollständig im Irrtum, wenn er den fortwährenden Fortschritt der päpstlichen Allgewalt in der katholischen Kirche behauptete, denn auch jetzt noch ist nicht der Papst, noch viel weniger der Bischof, der allein Leitende, sondern die kirchliche Verfassung ist noch immer, sogar nach einem Jesuiten, Bellarmin, eine temperierte Monarchie, die oligarchische, sogar demokratische Elemente in sich faßt.

Schnitzer, I, 38 schreibt: „Zu dem weder durch die Autorität des Marcus noch der Spruchsammlung (?) verbürgten und daher von vornherein wenig glaubwürdigen Sondergut des Matthäus gehören nun auch einige Episoden, die sich auf Petrus beziehen, für welchen Matthäus eine ausgesprochene Vorliebe bekundet. Mit Emphase führt er ihn als den ersten unter allen Aposteln auf." — Auch Marc. 3, 16 stellt Petrus an erster Stelle: „Dem Simon gab er den Namen Petrus." Ebenso Luc. 6, 4:

[24] Das „gute" ist von S. unterstrichen, allein es findet sich bei Marcus nicht vor.

„Simon, den er Petrus nannte.“ Wie kann nun S. beifügen: „Diese Bemerkung ist für Matthäus charakteristisch und findet sich weder bei Marcus noch bei Lucas“?

Schnitzer schreibt weiter: „Nur er (Matth.) läßt ihn (Petrus) die Bitte an den Meister richten, die eben vorgetragenen Reinigungsaussprüche näher zu erklären (15, 15). Nur bei ihm darf Petrus an den Herrn die Frage stellen, wie oft er seinem Bruder verzeihen müsse (18, 21). Nur Matthäus überliefert die Petruslegende von der Tempelsteuer, die der Herr zwar nicht zu entrichten brauchte, aber doch, um keinen Anstoß zu geben, entrichten will; Petrus soll die Angel in den See auswerfen, den ersten Fisch, der in die Höhe kommt, nehmen und ihm das Maul öffnen, da wird er das nötige Geldstück finden (17, 24 ff.). Nur Matthäus erwähnt auch die Sage, wie Petrus auf den Wogen des Sees wandelt und unterzusinken beginnt, worauf ihm der Herr die rettende Hand reicht (14, 28 ff.).“ — Gerade diese Erklärung beweist das Gegenteil von dem, was S. zu beweisen sucht: „Du Kleingläubiger! Warum hast du gezweifelt?“ ist ein Tadel, keine Verherrlichung Petri. — Schnitzer setzt seine Beweisführung weiter fort: „In diesen Zusammenhang fügten sich denn auch am leichtesten die angeblichen Herrenworte von Petrus dem Felsenmann ein, auf welchen die Kirche gebaut und dem die Himmelsschlüssel anvertraut werden sollen.“ — S. sagt hier das Gegenteil von früher, als er behauptete, die Herrenworte seien bei Matthäus sicher unecht, da sie in den Zusammenhang nicht passen, Jesus könne doch nicht in einem Atem Petrus, den er einen Satan nenne, zum Haupt seiner Kirche einsetzen.

„Sehr beachtenswert (sagt S.) ist vor allem, daß Matthäus schon in der sie vorbereitenden Frage Jesu eine Änderung vornimmt; denn während seiner Marcus-Vorlage gemäß die Frage nur lautet: „Wer, sagen die Leute, daß ich sei? lautet die Frage bei ihm: Wer, sagen die Leute, daß der Menschensohn sei?“ Da nun aber „Menschensohn“ eine messianische Bezeichnung ist, so ist die Antwort in der Frage schon enthalten und daher Jesu freudige Überraschung über das Bekenntnis Petri und dessen Seligpreisung nicht mehr begreiflich. Noch wichtiger ist die Änderung, die sich Matthäus an der Antwort Petri erlaubt. Nach Marcus erwidert Petrus schlicht: „Du bist der Christ (Messias).“ Nach Matthäus dagegen muß er, um die nachfolgende Seligpreisung um so mehr als begründet erscheinen zu lassen, die feierliche Erklärung abgeben: „Du bist der Christ, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Merkwürdig nur ist, wie S. sich selbst widerlegt, denn er fügt hinzu: „Für Weiß ist freilich die größere Feierlichkeit des Matthäus-Berichtes die Gewähr höherer Ursprünglichkeit . . .,“ auch ist die Antwort nicht schon in der Frage enthalten, als der Ausdruck „Sohn des lebendigen Gottes“ mehr als die Messianität, nämlich die metaphysische Gottessohnschaft wird bezeichnen wollen, so daß wir also auch hier eine dogmatische Steigerung weit über Marcus hinaus vor uns haben.“ — Man hat also auf derselben Seite Schnitzer gegen Schnitzer. — S. I, 39: „Darauf soll dann Jesus nach Matthäus die berühmten Worte gesprochen haben: Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir, du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was du immer auf Erden binden wirst, das wird im Himmel gebunden sein, und was du immer auf Erden lösen wirst, das wird im Himmel gelöset sein.“

Nach der katholischen Schrifterklärung gibt der Heiland hier an Petrus ein Vorrecht. Petrus hat gesprochen, nicht als Wortführer der Apostel, nicht als Simon, Sohn des Jonas, sondern als Zeuge des Vaters im Himmel. Die volle Unterwerfung, der augenblickliche, gehorsame Glaube Petri an die ihm gegebene Offenbarung lassen ihn von seinem Meister eine außerordentliche Gabe erlangen. Die Gabe findet ihren Grund in der Tat und in dem Inhalt des Glaubensbekenntnisses Petri. Beide, Tat und Inhalt sind unzertrennlich mit Petrus verbunden. Die Gabe, Fels zu sein der Kirche, knüpft sich an, ist eingeschlossen in dem Namen, der den Charakter Petri bildet. Dieser Name ist nicht ohne Bedeutung. Joh. I, 43 wird der Name vom Heiland vorausgesagt: „Du sollst Kephas heißen, welcher verdolmetschet wird Petrus." Diesem Namen wird bei Marc. III, 16 Wert beigelegt. Dieser Name setzt Petrus zum Felsen der Kirche, nun kann und muß man sagen: Petrus ist der edelste Teil der Kirche; die ganze Kirche ruht auf ihm; er ist der Grund, der zur Folge hat die Festigkeit und Einheit der Kirche. Diesen Sinn hat die katholische Kirche immer in Glauben und Liebe angenommen und bewahrt.

Nicht so Schnitzer. Er schreibt mit fettem Sperrdruck, II, 51: „Merx kommt zum Ergebnis: ‚Die Urtexte der Evangelisten hatten — vermutlich ausschließlich — *Συμεών*, das im Laufe mannigfacher Redaktionen verdrängt und durch Petros ersetzt worden ist.' Letzterer Name ist, wie Merx zeigt, von Petronius gebildet wie Lucas von Lucanus, Silas von Silvanus, Alexas von Alexander, Antipas von Antipater; der Name Petrus ist daher ursprünglich römisch, *Πέτρος* ist Gräzisierung von Petrus und nichtumgekehrt Petrus Latinisierung von *Πέτρος*. Wenn man sich, bemerkt Merx weiter, zur Verteidigung des Petrus auf die griechische Form *Πέτρος* beruft, so bezeichnet sie, wie schon Lightfoot sagt, das abgebrochene Stück einer *Πέτρα*, was sogar noch zu der allegorischen Deutung habe herhalten müssen, Jesus sei die *Πέτρα*, Simon das abgeschlagene Stück, der *Πέτρος*. In Wahrheit sei *Πέτρος* der Block und in der Vulgärsprache, nach der LXX zu urteilen, so viel wie Schleuderstein. ‚Sollte Kefa gräzisiert werden, so mußte man ein Weib *Πέτρα* nennen, einen Mann konnte man auch nur *Πέτρα* und nicht *Πέτρος* nennen, denn ein Schleuderstein oder Felsblock paßt nicht wirklich in den Gedankengang der Stelle. Der Ausdruck ist nicht ganz so ungeschickt, aber beinahe so ungeschickt, wie wenn jemand sagen wollte: Du bist Rosus und mit dieser Rose will ich einen Kranz winden, weil Rosus kein Wort ist, denn *Πέτρος* ist ein Wort, aber ein hier unpassendes.' Merx fügt hier noch bei, daß die legendarische Tochter des Petrus den Namen Petronilla führt, der auf Petronius zurückgeht, und daß die Römer an dem Worte Petra als Beinamen für einen Mann tatsächlich keinen Anstoß nahmen, wie aus einer Zuschrift von dem Jahre 19 n. Chr. und aus Tacitus erhelle. Ist nun dem also, dann fallen all die luftigen Folgerungen, die T. auf die Namensänderung und die Verdrängung des Simon durch Petrus gründet, in nichts zusammen."

Eine solche „Interpretation" kann mit den Auslegungen von Horaz und Tacitus in Kneipzeitungen wetteifern. S. hat wohl hier nur ein Gegenstück liefern wollen gegen den früheren Weizsäcker, der den Bericht aus Syrien entstammen ließ, da Merx gerade an der Hand der ältesten syrischen Übersetzungen zu unumstößlicher Gewißheit kam!

„Wie die Orthodoxie diese Worte für echt, so sieht die Kritik sie für unecht an, während einzelne protestantische Gelehrte einen Mittelweg

einschlagen.“ Nach den früher aus Schnitzer angeführten Zeugen ist es einfach unwahr, daß „die Kritik“ sie für unecht ansieht.

Nach Schnitzer unterliegen alle diese Worte „den schwersten Bedenken. Denn gerade nach der eignen Darstellung des Matthäus kann das Bekenntnis des Petrus am allerwenigsten als eine ganz besondere, nur unmittelbarer göttlicher Offenbarung zu dankende und daher einer einzigartigen Auszeichnung würdige Leistung erscheinen, da er ja dieses Bekenntnis, das er in der Frage seines Meisters ohnehin schon ausgesprochen findet, doch nicht nur im eigenen, sondern zugleich im Namen seiner Mitapostel ablegt, als deren Wortführer er auftritt.“ — Teils durch Schnitzer selber, vor allem durch den Wortlaut der Schriftworte widerlegt.

„Überdies hat Matthäus kurz zuvor selbst erzählt (14, 33), als Jesus mit Petrus ins Boot stieg, da seien ‚die im Schiffe‘ vor ihm niedergefallen und in den Ruf ausgebrochen: Wahrlich, du bist Gottes Sohn. Ohnehin soll ja Jesus schon bei der Taufe im Jordan von der Himmelsstimme allem Volke vernehmlich als Gottes liebster (?) Sohn ausgerufen worden sein (Matth. 3. 14); überdies sollen ihn auch schon die Blinden (Matth. 9, 27) und das kananäische Weib (Matth. 8, 29) erkannt und bekannt haben.“ „Dagegen aber Zahn zu Matth. 14, 33, S. 513.“ — Alles schon längst widerlegt durch die katholische Exegese, z. B. a Lapide in Matth. XVI: „An Petrus primus confessus sit Christum esse Deum.“

„Sonach widerspricht diese Seligpreisung Petri der eignen vorhergehenden Darstellung des ersten Evangelisten und erscheint daher schon deshalb verdächtig, und dies um so mehr, als sie ja auch mit seiner unmittelbar folgenden Erzählung (16, 23), wonach Jesus den Petrus einen Satan gescholten und als einen Stein des Anstoßes bezeichnet habe, der nicht was Gottes ist, denke, sondern was der Menschen ist, in schreiendem, unlöslichem Widerspruch steht.“ — Ebenfalls durch die katholische Exegese schon längst widerlegt, z. B. a Lapide l. c. Übrigens widerlegt Schnitzer sich selber, da er immer seine These dadurch zu beweisen sucht, daß Matthäus als ein unbedingter Lobredner Petri dargestellt wird.

„Denn trug sich Jesus mit dem Gedanken der Gründung einer zahllose Jahrhunderte überdauernden Kirche, die er mit einer festen, allen Stürmen trotzenden Verfassung ausrüsten wollte, so konnte er das grundlegende Hausgesetz dieser Verfassung nicht scharf und bestimmt genug formulieren und sich unmöglich begnügen, es in die, eher einem blumenreichen Gedichte, denn einem klaren Rechtssatz entsprechende Hülle eines so dehnbaren und vieldeutigen Vergleichs, wie es der vom Hausbau und Schlüsselbewahrer (!) ist, zu kleiden; konnte ihm doch nimmer entgehen, daß ein solcher Vergleich zum unversieglichen Borne endloser Mißverständnisse wie erbitterter Streitigkeiten werden mußte.“ — Die Worte sind jedem Unbefangenen klar, sie mußten nicht zu erbitterten Streitigkeiten führen. Führten sie dazu, so liegt die Schuld anderswo. So haben auch Jesu so deutlichen Worte: „Das ist mein Leib,“ zu noch viel mehr erbitterten Streitigkeiten geführt. Auch ist dieser Einwand nicht neu und durch die katholische Exegese unwiderleglich abgetan. Vgl. zu dieser Matthäusstelle Lipmann, N. Testament, Utrecht 1869.

„Selbst wenn sich aber Jesus zur Seligpreisung des Petrus und zu seiner Erhebung zum Oberhaupt des neuen Gottesreiches veranlaßt gesehen hätte, so hätte er dies wohl mit seinen eigenen Worten getan und nicht Anlehen beim Wortschatz des Paulus gemacht; denn der Ausdruck „Fleisch und Blut“, als Bezeichnung des irdischen, fleischlichen Menschen ist dem Sprachschatze Jesu sonst fremd und der Phraseologie des Heidenapostels entnommen, wie auch das Wort „ἐκκλησία“ obschon den LXX

nicht unbekannt, erst von Paulus dem neutestamentlichen Sprachgebrauche einverleibt wurde und also im Munde Jesu einen seinen Hörern unbegreiflichen Anachronismus bedeutet hätte.“ — Das Wort: „Kirche“ kommt auch sonst bei Matthäus vor (18, 17); dem Sinne nach an unzählbaren Stellen. vgl. Schnitzer II, 19: „So schreibt auch Jesus von einem . . . Eintritt in sie (Marc. 10, 23; Matth. 5, 20; 7, 21, 13, 3), vom Austritte und Ausschluss aus ihr (Matth. 8, 12; 22, 13). Er vergleicht sie mit einem Senfkorn, das kleiner ist als alle Samenkörner, aber zu einem Baume heranwächst, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten; mit einem Sauerteig, der das ganze Mehl durchsäuert (Matth. 13, 31 ff.); mit der Saat, die, vom Landmann in die Erde gestreut, von selbst sproßt und wächst (Marc. 4. 26 ff.) mit den Samenkörnern, die auf verschiedenes Erdreich fallen und verschiedene Frucht tragen (Marc. 4, 1; Matth. 13, 1 ff.).“ – Schnitzer beruft sich nun auf Eusebius von Caesarea, „den berühmten Kirchenhistoriker.“ Darüber später, man merke sich nur hier: „den berühmten Kirchenhistoriker.“ „Das kühne Bild vom Baue einer „Kirche“ geht ebenfalls auf den Völkerapostel zurück; aber als der einzige Felsengrund, der bereits gelegt ist, erscheint ihm nicht Petrus sondern Christus, und wenn die Gläubigen mit einem Bau verglichen werden, der auf dem Fundamente der Apostel und Propheten ruht, so hat er doch in Christus selbst seinen Eckstein.“ — Hier ist Paulus keineswegs in Widerspruch: Wer Christus den einzigen Felsengrund der Kirche nennt, wie dies die ganze katholische Kirche tut, leugnet damit nicht die an Petrus gegebene Verheißung. Durch den Felsen Christus wird der Fels Petri. Christus ist der Fels, der steht und stellt, Petrus ist der Fels, der gesetzt wird und dadurch steht. — Christus petra est et petram facit (Basilius). — „Sodann ist nicht zu begreifen, wie einerseits die Jünger, wenn Petrus vom Herrn selbst so feierlich als Felsenmann und himmlischer Schlüsselwart bestellt war, gleich darauf in Streit miteinander geraten konnten, wer von ihnen der Größte sei, und wie anderseits Jesus in dem Bescheid, den er ihnen erteilte, nicht mit einer Silbe auf seine Auszeichnung verwies, mit der jeder weitere Streit und Zweifel ein für allemal abgetan war.“ — Die alten Kirchenväter (bei a Lapide) geben schon die Antwort: Gerade die Auszeichnung des Petrus ruft die Eifersucht der anderen wach, und nun stellt Jesus ihnen einen kleinen Knaben vor und sagt: „Wer immer also sich demütigt wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ — Franciscus größer als Alexander VI., Coelestin größer als Bonifaz. S. I, 42: „Je ehrenvoller endlich die Rolle wäre, die dem Petrus der Darstellung des ersten Evangelisten gemäß vom Herrn zugedacht war, um so mehr müßte man sich wundern, daß gerade Marcus, der Dolmetsch und Begleiter des Petrus, dessen Predigt seinem Evangelium zugrunde liegt, von allem nichts weiß.“

Gerade in Schnitzers Worten liegt die Antwort. Da die Predigt Petri dem Evangelium des Marcus zugrunde liegt und „die Bescheidenheit Petrus abhalten konnte den Vorfall zu erzählen“, so konnte Marcus darüber schweigen, um so mehr, da die drei anderen Evangelisten den Primat Petri genügend hervorheben. Übrigens weiß auch Marc. III, 16 davon: „Simon gab er den Namen Petrus.“

S. I, 42: „Aber wenn auch die wichtigste, so ist Matth. 16, 17 ff. doch nicht die einzige Stelle, die die göttliche Einsetzung des Primats sichern soll. Beruft sich doch die gesamte katholische Exegese und Dogmatik auf Luc. 22, 31 ff. „Simon, Simon, siehe, der Satan hat sich euch ausgebeten, um euch zu sieben wie den Weizen; ich aber habe für

dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht versage. Und du, wenn du dich erst wieder bekehrt haben wirst, stärke deine Brüder.“ — Überflüssig ist wohl die Bemerkung, daß diese Übersetzung mit der ritterlichen Absicht, die Chancen für Petrus so gut wie möglich zu machen, ganz unparteiisch und rein ist. — S. I, 44: „Und doch scheitert eine derartige dogmatische Ausbeutung schon an der nüchternen Tatsache, daß es sich bei dem „Glauben“ Petri, um dessen Befestigung der Herr zum Vater gebetet hat, gar nicht um ein intellektuelles Festhalten an einem religiösen Lehrsatz handelt, wie denn das Wort „Glaube“, *Πίστις*, weder an dieser noch an sonst einer Stelle des dritten Evangeliums im dogmatischen Sinne von der Annahme einer Lehre gebraucht wird. Nicht vom „Glauben“ ist hier die Rede, sondern von der Treue; Petrus soll, wenn er auch der menschlichen Schwäche bezw. teuflischen Versuchung momentan unterliegen und seinen Herrn und Meister verraten (!) wird, doch nicht ganz an ihm irre werden und nicht völlig von ihm abfallen, und er wird es auch nicht, sondern kraft der ihm infolge des Gebetes Jesu zuteil gewordenen Stärkung wird er sich von seinem Falle sofort wieder erheben und dann auch seine noch größerer Verzagtheit anheimgefallenen Brüder trösten und aufrichten. In diesem Sinne spricht Jesus Marc. 14, 27 f.: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen.“ Demnach hat Jesu Wort an Petrus wirklich nur eine ganz besondere, unwiederholbare Situation im Auge und mit den Geschicken der künftigen Kirche oder gar des Primates, an welche weder Jesus noch irgendeiner der Apostel in jener wehmutsvollen Abschiedsstunde dachte, nicht das allergeringste zu tun. ... Übrigens ist es sehr fraglich, ob die Stelle überhaupt als geschichtlich und nicht vielmehr als vaticinium post eventum zu betrachten ist.“ — Man wird sogleich sehen, wie Schnitzer bei Joh. 21, 25 sich selber widerlegt, indem er sagt: „Die übrigen Apostel haben nicht wie Petrus durch schwächlichen Verrat (!) ihr Hirtenamt eingebüßt.“ Übrigens wie ist eine Treue an Jesus, die nicht „Glauben“ sei, zu denken? — S. I, 45: „Nicht besser steht es mit Joh. 21, 15 ff. Was Jesus dem Petrus nach Matth. 16, 17 vorerst nur verheißen hatte, das soll er ihm nach seiner Auferstehung wirklich verliehen haben, indem er ihn durch dreimalige Frage zum dreimaligen Bekenntnis seiner Liebe veranlaßte und daran den dreimal wiederholten Antrag knüpfte: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! Das soll die klassische Stelle, ja geradezu die Stiftungsurkunde des Primats Petri sein!“ S. I, 46: „Und doch ist es um die Stiftungsurkunde des päpstlichen Primates traurig bestellt, wenn sie im Berichte Joh. 21, 15 ff. bestehen soll. Augenscheinlich verfolgt der Evangelist hier einzig den Zweck, den Petrus vom Makel zu reinigen, womit er sich durch seine Verleugnung befleckt hatte, und ihn als einen der vollen Liebe des Meisters wieder würdigen und gewürdigten Jünger erscheinen zu lassen. Durch seinen Fehltritt hatte Petrus wie das ihm vom Herrn erwiesene Vertrauen, so die ihm von demselben verliehene Vertrauensstellung eines Seelenhirten verscherzt; nachdem er nunmehr seine dreimalige Verleugnung durch seine Beteuerung seiner Liebe wettgemacht hat, wird er in seine frühere Stellung wieder eingesetzt, fortan soll er auch wieder seines Herrn Herde weiden, geradeso wie die übrigen Apostel, die in ihr Hirtenamt nicht erst neuerdings wieder eingesetzt zu werden brauchen, weil sie es eben nicht wie Petrus durch schwächlichen Verrat eingebüßt haben.“ — Soeben bei Luc. 22, 31 sagte Schnitzer gerade das Gegenteil. Und früher hörte man von ihm, es gäbe gar keine Kirche, keine Vorsteher, keine Herde, keine Hirten, denn Christus habe mit keiner Zukunft gerechnet. — Und in einem

Atemzuge fährt Schnitzer fort: „An die Übertragung eines Oberhirtenamtes kann hier nur eine schon von vornherein an Matth. 16, 17 ff. orientierte Betrachtungsweise denken, und ebensowenig ist in Joh. 21, 15 ff. ein Nachklang des matthäischen „Tu es Petrus“ zu vernehmen, wie ihn Loisy hören will. Denn zu der Zeit, da das Johannesevangelium entstand, gab es ein die Gesamtkirche umfassendes Hirtenamt überhaupt noch nicht, es konnte somit auch niemanden in den Sinn kommen, in Petrus eine Art Universalbischof einzusetzen. Es ist mir daher ein Rätsel, wie sogar Harnack die feierliche Übertragung des Hirtenamtes an Petrus, wozu Matth. 16. 18 zu vergleichen sei, erblicken kann, und doch soll ihm zufolge das vierte Evangelium nicht nach 110 geschrieben sein! Liest man aus Joh. 21, 15 ff. die Übertragung eines Universalhirtenamtes an Petrus heraus, dann muß man das Kapitel als viel späteren Nachtrag ansehen und seine Abfassung mit Kreyenbühl in die Zeit des monarchischen Episkopats der römischen Kirche verlegen, etwa in den Pontfikat Viktors oder Zephyrins.“ — Hier ist die Darlegung ohne weiteren Komentar genügend. — „Aber selbst wenn die Stelle die Einsetzung des Primates Petri in unzweideutiger Weise ausspräche, so würde sie doch immer noch nichts für die Einsetzung durch Jesus beweisen. Erhellt doch aus den sich unmittelbar anschließenden Worten: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, solange du jung warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden sein wirst, so wirst du deine Hände ausstrecken, ein anderer wird dich gürten und schleppen, wohin du nicht willst. Das sagte er, um anzudeuten, durch welche Todesart er Gott verherrlichen werde, — daß diese ganze Unterredung Jesu mit Petrus das Martyrium dieses letzteren als ein bereits der Geschichte angehöriges Ereignis voraussetzt und daher erst nach dem Tode des Apostels komponiert worden sein kann.“ — S. II. 8 schreibt: „Der Historiker hält sich zur Entscheidung über die Frage, ob Wunder möglich sind oder nicht, überhaupt nicht für zuständig. Er tritt daher auch an Wunderberichte nicht mit der vorgefaßten Meinung heran, daß sie nicht znverlässig sein können; aber usw.“

S. I, 47: „Überdies spricht ja hier gar nicht der geschichtliche, sondern der auferstandene, mystisch-visionäre Jesus; auch der Auftrag „Weide meine Lämmer“ rührt sonach nicht vom geschichtlichen Jesus her. Und endlich ist, wie man sich auch immer zur Frage nach der Urheberschaft des vierten Evangeliums stellen mag, das Schlußkapitel, worin sich die päpstliche „Stiftungsurkunde“ findet, wahrscheinlich kein Werk des Verfassers des Evangeliums, sondern ein von späterer Hand angefügter Nachtrag. Sicher ist es jedenfalls, daß man in ältester Zeit, obschon man den apostolischen Ursprung des Evangeliums nicht im geringsten bezweifelte, das „Weide meine Lämmer“ ebensowenig hierarchisch verstand wie das „Bestärke deine Brüder“. Noch der große Lehrer der abendländischen Kirche, der hl. Augustin, erklärte, das „Weide meine Lämmer“ beziehe sich auf alle Hirten geradeso, wie sich das „Liebst du mich?“ an alle und nicht bloß an Petrus wende.“ — Also verstand es Augustin doch hierarchisch, denn die Bischöfe gehören zur Hierarchie. Die Auffassung Augustins ist noch die allgemein gültige in der katholischen Kirche. „Weide meine Lämmer“ ist zu jedem Bischof gesprochen, denn er ist Hirt der einfachen Gläubigen. „Weide meine Schafe“, die Mütter der Lämmer, zu Petrus allein, denn er ist auch der Hirt der Bischöfe.

„Erst Papst Gelasius I. leitete seine Befugnis, nicht bloß seine eigene bischöfliche Kirche, sondern alle Sprengel zu regieren, von der Aufforderung ab, die der Herr in Petrus auch dessen Nachfolgern erteilt habe,

die Brüder zu stärken und für sie das zu sein, was der Hirt seiner Herde ist.“ — Sogleich läßt S, darauf folgen: „Doch muß man das „Weide . . .“ in Rom schon im dritten Jahrhundert hierarchisch gebraucht haben, wie sich aus einer Bemerkung des heidnischen Philosophen Porphyrius († in Rom um 304) ergibt, auf welche Harnack aufmerksam gemacht hat.“

„Wohl soll sich schon der hl. Cyprian auf Joh. 21, 15 als einen Beleg für den römischen Primat berufen haben (in seiner Schrift: De catholicae ecclesiae unitate c. 4.); aber dieses Zitat ist ein fälschender späterer Einschub.“ Und sogleich schreibt S. in einer Note: „Doch sagt Cyprian allerdings schon in seiner Schrift De habitu Virginum c. 10: ‚Petrus etiam cui oves suas Dominus pascendas tuendasque commendat‘, eine Auslegung, die ohne Zweifel mit der von Porphyrius für Rom bezeugten zusammenhängt.“

‚Die Stiftungsfrage im Lichte der ältesten Kirchengeschichte.“

(Schnitzer I, 48.) Wenn es einem gewöhnlichen Sterblichen erlaubt, überhaupt möglich ist, den Gedankenflug Schnitzers zu erspähen und mitzumachen, so glaube ich bei dem Zickzacklichte seines Geistesblitzes diesen Gang zu erkennen: Der päpstliche Haupttext soll auch im Widerspruch sein mit der Überlieferung über Jacobus den Bruder des Herrn und mit der Geschichte des über Petrus hervorragenden Apostels Paulus. Ich wage es kaum, dieses Sinken des Aviatikers zu konstatieren. Zwar könnte man vielleicht sagen, die Steine, unter welchen der Primat Petri begraben werden sollte, werden immer „massiver“, d. h. gewaltsamer, unbeweisbarer, und unbewiesener werden immer mehr die gegen den Primat Petri vorgebrachten Gründe. Allein dadurch entsteht unwillkürlich die Vermutung, als wenn S. von der Beweiskraft der früheren Argumente nicht so völlig überzeugt war. Und diese Vermutung darf man doch von dem größten der Größten im Reiche der Wissenschaft nicht hegen. Petrus und Jacobus.

S. II, 62: „Paulus bewegt sich den Säulenaposteln und auch dem Petrus gegenüber mit einer Souveränität, die jeden Gedanken an eine über ihm stehende Autorität ausschließt, in Jerusalem ist es nicht Petrus, sondern Jakob, der Herrenbruder, der an der Spitze der Gemeinde steht.“ — Ja es scheint, Petrus kommt bei S. nicht einmal an dritter Stelle in Betracht. S. II, 42: „Überhaupt reiht der vierte Evangelist dem Petrus im Liebesjünger einen überlegenen, ihn immer wieder in Schatten stellenden Rivalen an die Seite, der vom Herrn nicht bloß wie Petrus in schnödem Verrat (!) nicht abfällt, sondern selbst in der schaurigsten Stunde nicht weicht und zum Lohn dafür mit der Obhut über sein Teuerstes betraut wird — seine Mutter, die Verkörperung seiner Getreuen.“

Zuerst hören wir nun gegen S. Schnitzer selber, I, 48: „Wie nun Petrus schon bei Lebzeiten Jesu als der erste, stets ganz besonders ausgezeichnete Apostel erschienen war, so spielte er nach dem Hingange des Herrn erst recht eine hervorragende, ja führende Rolle, die ihm von niemanden bestritten ward. Höchst bedeutsam war schon, daß Petrus die erste Erscheinung des Auferstandenen hatte, „eine eminent historische Tatsache“, die „insbesondere die geschichtliche Stellung des Petrus erklärt“ und ihn zum ersten Mann in der Urgemeinde erhebt. „Derjenige, welcher den Herrn zuerst sah, welcher den zündenden Glauben daran ausbreitete, dessen eigenes Erleben zum Erleben der Genossen wird, ist das Haupt und mußte das Haupt sein. Das ganze Gewicht seiner Person liegt in dieser Tat; ohne sie gab es keine Gemeinde; sie kann nicht hoch genug angeschlagen werden.“ (So Weizsäcker in seinem vorzüglichen Werke.)

So führt ihn denn auch die Apostelgeschichte an erster Stelle auf. Er leitet ihr zufolge die Wahl des Matthias. Er spricht am Pfingstfeste im Namen aller Apostel zur Menge. Er wirkt das erste Wunder. Er predigt dem Volke abermals Buße. Er ist „voll des heiligen Geistes" und Träger ganz besonderer charismatischer Begabung. Er bekehrt den ersten Heiden. Er zieht Ananias und Saphira zur Rechenschaft. Er nimmt auf dem Apostelkonzil als der erste das Wort. Auch der Apostel Paulus anerkennt die hervorragende Stellung des Petrus, indem er nach Jerusalem geht, „um diesen Mann kennen zu lernen: in ihm sieht er das ganze Christentum, wie es bis jetzt ist". (Weizsäcker).

Allein so eigenartig die Rolle ist, die Petrus in der ältesten Gemeinde bekleidet, sie ist doch nur der Ausfluß seiner persönlichen Eigenschaften, namentlich seiner nahen Beziehung zum aufgefahrenen Meister, und setzt einen darüber hinausgehenden Amtsvorrang so wenig voraus, daß sie mit einem solchen im Gegenteil nicht vereinbar ist."

Wie S. so etwas nacheinander schreiben kann? Um so mehr muß das einen wundern, da S. sonst den aufgefahrenen Meister nur als eine mystisch-visionäre Persönlichkeit kennt, Petrus alle persönliche Vorzüge ableugnet, den „Christus einen Satan genannt habe, dem das Göttliche gar nicht am Herzen liege". (S. I, 6.) Ja S. (II, 54) will die Verse Joh. 21, 15 so verstanden haben, daß „der Evangelist meiner Auffassung gemäß hier lediglich den Zweck verfolgt, den Petrus von dem Makel zu reinigen, womit er sich durch seine Verleugnung befleckt hat. Durch seinen Fehltritt hat Petrus die ihm vom Herrn verliehene Vertrauensstellung eines Seelenhirten verscherzt,[24] die er nunmehr, nachdem er seine dreimalige Verleugnung durch dreimalige Beteuerung seiner Liebe wettgemacht, wieder erhalten soll; auch er soll seines Herren Herde weiden, geradeso wie die übrigen Apostel, die in ihr Hirtenamt nicht erst neuerdings wieder eingesetzt zu werden brauchen, weil sie es eben nicht wie Petrus durch schwächlichen Verrat (!) eingebüßt haben." Das „Hirtenamt" ist bei S. „nicht als hierarchische, sondern nur als moralische Vertrauensstellung" gemeint. Petrus habe es allein verloren, weil die anderen Apostel nur geflohen waren, während er dasselbe getan und den Herrn zuvor noch überdies dreimal verleugnet hatte! — Wie stimmt nun dieses alles mit dem „Ausfluß seiner persönlichen Eigenschaften"? Und später war es nach S. mit diesen persönlichen Vorzügen Petri so bestellt, daß Paulus „ihn nach Jacobus an zweiter Stelle anführt . . ja er wagt es, selbst dem angesehensten (er ist nun wieder an erster Stelle, wie es scheint) einen ernsten Verweis zu erteilen."

S. I, 50: „Steht schon nach der Darstellung der Apostelgeschichte sowie des Heidenapostels nicht Petrus, sondern Jakob, der Bruder des Herrn, an der Spitze der jerusalemischen Urgemeinde, so berichtet um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Hegesippus, Jakob mit dem Beinamen der Gerechte, der Bruder des Herrn, habe zugleich mit den Aposteln die Leitung der Kirche übernommen.[25] Nachdem aber, bemerkt Hegesipp weiter, Jakob der Gerechte aus demselben Grunde wie der Herr den Martyrertod erlitten hatte, ward hinwiederum der Sohn seines Oheims, Symeon, der Sohn des Klopas, zum Bischof bestellt, indem alle ihre Zustimmung gaben, daß er, als ein Geschwisterkind des Herrn, der zweite

[24] S. I, 49 heißt es: „Die älteste Gemeinde regiert sich noch durchaus selbst; usw." Eine Herde, die ihren Hirten schickt und nach Rückkehr zur Rechenschaft ziehen läßt. !?

[25] Nach S. gab es damals noch keine Kirche.

(Bischof) sei. Die leibliche Verwandtschaft mit Jesus ist es sonach, die bei der Wahl eines Hauptes der Urgemeinde den Ausschlag gibt; . . ." — Also eine „persönliche Tüchtigkeit" gibt nicht den Ausschlag. — „Klemens fügt bei, diesen Jakob wie den Johannes und Petrus habe der Herr nach der Auferstehung in alle Erkenntnis eingeweiht, die sie dann ihrerseits den übrigen Aposteln übermittelten. Offenbar wird hier Jakob der Bruder des Herrn mit dem Zebedäiden verwechselt."

Also beliebt es S. zur Erniedrigung Petri einen dritten Jacobus seinen Lesern vorstellig zu machen. Es wird nl. behauptet, es habe einen dritten Jacobus gegeben neben dem Bruder des Johannes und dem Sohne des Alphaeus; er wäre kein Apostel, sondern ein größerer als die Apostel, eine Art Erbe der messianischen Souveränität dem Fleische nach. Denn dieser Jacobus sei ein leiblicher Bruder des Herrn und Heilandes von seiten der Mutter. Diese letztere ekelhafte Blasphemie hat S. glücklicherweise nicht ausgesprochen. Die Hypothese eines dritten Jacobus steht auf sehr schwachen Füßen. Wer nicht mit geschlossenen Augen in der Hl. Schrift etwas anderes sehen will als das, was die katholische Überlieferung darin sieht, wird diesen Jacobus nicht finden. Wohl haben einige ältere und jüngere katholische Schriftsteller (z. B. Battifol) die Existenz eines dritten Jacobus angenommen, allein vor einem wirklichen Bruder Jesu schrecken sie alle ausnahmslos zurück. Dieser dritte Jacobus — und darum handelt es sich hier — steht bei S. außerhalb und über den Zwölfen. Allein ohne eine Spur von Beweis. Bei Hegesippus, den S. als Zeugen bringt, steht es anders. Nirgendwo sagt er, nirgendwo deutet er an, daß Jacobus über Petrus steht. „Jacobus habe (zugleich?) mit (μετὰ) den Aposteln die Leitung der Kirche übernommen." Eine höhere Stellung wird ihm nicht zugeschrieben. Sein Nachfolger wird von den noch übrig gebliebenen Aposteln, Jüngern und von den Geschlechtsgenossen des Herrn erwählt. Von allem dem, was S. Eusebius und Hegesippus sagen lassen will, ist bei Eusebius nichts zu finden.

Petrus und Paulus.

Nicht allein Jacobus, sondern auch Paulus wird von Schnitzer zu Hilfe gerufen, damit er das Seinige beitrage zur möglichst tiefen Erniedrigung des Petrus. Allein der große Völkerapostel gibt sich zu solchen einzigartigen Praktiken nicht her. Die Wünsche und Gelüste Schnitzers hindern Paulus nicht, drei Jahre nach seiner Bekehrung bei Damascus nach Jerusalem zu reisen, damit er Petrus sehe und bei ihm fünfzehn Tage verweile. Gal. 1, 18. Sie sind für ihn kein Grund zu verschweigen, daß er damals keinen anderen Apostel dort angetroffen habe, keinen einzelnen als Jacobus, den Bruder des Herrn. Gal. 1, 19. Der Mann von Tarsus kümmert sich nicht um das Geschreibsel über den dritten Jacobus, er zählt ihn einfach zu den Zwölfen. Er hat kein Bedenken darin gefunden, seinen Bericht über seinen Antrittsbesuch bei Petrus in Verbindung zu bringen mit seinem Bericht über die Erscheinung des Herrn und beide Berichte eidlich zu bekräftigen mit dem Worte: „Was ich von da schreibe, sehet, bei Gott, ich lüge nicht." Gal. 1, 20. Gerade deswegen bei seiner festen, sicheren, unerschütterlichen Überzeugung des Primates Petri, glaubt er Jacobus unter den „Säulen" an erster Stelle nennen zu können. Warum tat er das? Damit er den Juden-Christen den Beweis liefere, daß der große Apostel, auf dessen Namen sie statt auf Christus Jesus sich beriefen, ihn, Paulus als einen echten, vollgiltigen Apostel anerkannt habe.

Nun die Sache in Antiochien. Der Größte aller Kirchenväter hat

nicht den geringsten Zweifel, daß durch den Tadel, den Paulus zu Antiochien gegen Petrus ausspricht, von einer „Souveränität“ Pauli über Petrus keine Rede sein kann. Kein einziger Kirchenvater findet hier bei Petrus die geringste Spur einer Irrlehre, ebensowenig eine Überhebung des Paulus über Petrus.

Der herrliche Brief Augustins an Hieronymus ist Regel und Leuchte für jeden ehrlichen Exegeten. Die Privatmeinung des Clemens von Alexandrien, als ob Petrus ein anderer wäre als Kephas, wird höchstens der Vollständigkeit wegen erwähnt. Die ganze kath. Überlieferung unterschreibt das Wort Augustins: „firmitas et caritas Petri, cui ter a Domino dictum est: amas me, pasce oves meas, obiurgationem talem posterioris pastoris pro salute gregis libentissime sustinebat. Nam erat obiurgatore sui ipse, qui obiurgabatur, mirabilior et ad imitandum difficilior.“

Nun müssen mir einige offene Worte vom Herzen. An erster Stelle eine Frage. Habe ich das Recht zu der Meinung, daß Schnitzer doch schließlich die Geduld seiner Leser mehr als gebührlich auf die Probe stellt? „Sunt certi denique fines.“ In der Sache des Tadels Petri haben wir es zu tun mit einem Ereignis, das von den größten und begabtesten katholischen Schriftstellern aus älterer und jüngerer Zeit ausführlich behandelt ist. Im vorigen Jahrhundert ist darüber in einem Meisterwerk Johann Adam Möhlers über den Streit zwischen Augustin und Hieronymus geschrieben, was heute noch lehrreich ist. Weiter die Erklärung des Galaterbriefes von seinem großen Schüler Windischmann. Später Reithmayr, noch später Cornely. Schnitzer kümmert sich um alles dieses nicht. Es existiert für ihn einfach nicht. Hier ist die richtige Bezeichnung für die ungehörige Kampfesweise nur passend wiederzugeben mit dem Münchener Ausdruck: „es ist ihm Wurst!“ — S. kann ein Nimrod sich dünken in Gelehrsamkeit, ein Nabuchodonosor in der Wissenschaft — das geht doch nicht an, sich über alle Ordnung so hinwegzusetzen! Die Sache wird nicht gewonnen, wenn man urteilt, ohne gehört, lehrt, ohne gelernt zu haben, Wissenschaft predigt, ohne zu wissen, was die Wissenschaft endgiltig sichergestellt hat.

Die ungläubige Wissenschaft hat sicher keine Berechtigung für so unfehlbare Aussprüche, keine Legitimation für so unermeßliche Ansprüche; ihre Jünger haben nicht das mindeste Recht die gläubigen Gelehrten zu übergehen, als hätten diese nichts gesagt, nichts bezeugt, nichts verteidigt, nichts widerlegt. Es muß anerkannt werden: die echten Männer der modernen Wissenschaft huldigen dieser Methode nicht. Sie geben sich wenigstens Mühe anders zu handeln. Darum erregt Harnack z. B. so oft den Unwillen Schnitzers. Allein die „Kärrner“, von denen Schiller spricht, und über welche er spottet, denen ist alles, was andere gearbeitet haben, „Wurst“!

Noch ein zweites Wort. S. weiß, oder konnte und sollte wenigstens wissen, daß die katholische Kirche aus dem „souveränen“ Benehmen des Paulus dem Petrus gegenüber sich niemals etwas gemacht hat. Weder Petrus noch Paulus haben dadurch etwas an Ehrfurcht oder Liebe eingebüßt. Beiden singt sie noch heute zu: „Gloriosi principes terrae, quomodo in vita sua dilexerunt se, ita in morte non sunt separati.“ S. weiß, oder sollte wenigstens wissen, daß Augustin sowohl als Thomas v. Aquin das Recht des Paulus zu seinem Tadel verteidigt haben; Thomas sagt, Paulus habe dadurch Petrus eine Wohltat erwiesen; ein Jesuitenpater, a Lapide, zweifelt nicht daran, daß Petrus gefehlt habe. Hat sich denn in der Kirchengeschichte nicht öfters dasselbe wiederholt, was ein Paulus einem Petrus gesagt hat? Wie viele Heilige haben vom

Papste die „Reformatio in capite et membris“ gefordert! Wem hat der hl. Bernhard sein „liber de consideratione“ gewidmet? Wem hat der hl. Petrus Damiani, mit Recht oder Unrecht, seine Vorwürfe gemacht? Wer so zu einem Gregor VII. zu sprechen wagt, daß dieser große Papst seinen heiligen Freund einen „Satan“ nennt, gehört wohl zu den Nachfolgern Pauli. War Coelestinus, dem Fra Jacopone sein Lied singt, kein Papst? Ist Dante nicht mehr der vorzugsweise katholische Dichter, weil er Nachfolger Petri in seine Hölle verdammt?

Schnitzer glaubt wohl nicht an übernatürliche Erscheinungen — ich wage es wenigstens diese Meinung als sicher anzunehmen — allein einen gewissen psychologischen Wert zur Erklärung eines gewissen Geisteszustandes wird er wohl darin finden. Nun, was meint er denn von der Erscheinung, die Innocenz III. dazu brachte, Dominikus und Franziskus bei sich zu empfangen? Auch diese Söhne eines Paulus kamen zu ihm, um die harte Botschaft zu bringen: „Reformation.“

Schriftfälschung.

Schnitzer I, 71 schreibt: „Aber ist nicht der Gedanke, daß der evangelische Text Gegenstand späterer Zusätze geworden sei, von vornherein mit aller Entschiedenheit, ja Entrüstung abzulehnen? Gab doch schon der hl. Augustin usw. auf die Vorwürfe der Manichäer, die Katholiken hätten die Evangelien gefälscht, zur Antwort: „Wenn wir einen solchen Vorwurf umgekehrt gegen euch erhöben, was würdet ihr anders tun als schreien, in keiner Weise hättet ihr die Handschriften fälschen können, die bereits in der Hand aller Christen waren? Beim ersten Versuch wäret ihr ja durch die wahre Lesensart der älteren Handschriften widerlegt worden. Aus demselben Grund aber, aus dem sie von euch nicht verfälscht werden könnten, konnten sie überhaupt von niemand verfälscht werden.“ Allein diesem Einwande, so bestechend er für den ersten Augenblick aussieht, steht die unbestreitbare Tatsache gegenüber, daß man den neutestamentlichen und namentlich den evangelischen Text gerade in der wichtigsten Periode, den ersten Jahrhunderten, mit einer auf dem Standpunkte der Buchstabengläubigkeit unbegreiflichen Freiheit behandelte, sodaß die Handschriften von Varianten (verschiedenen Lesarten) wimmelten, die bis zu 30 000 ja 100 000 gezählt werden.“ — Man sieht, es kommt S. auf einige tausende mehr oder weniger nicht an. Buchstabengläubigkeit ist nicht der Standpunkt der katholischen Kirche. Sie glaubt nicht an eine Verbalinspiration der Protestanten.

S. I, 72: „Dabei handelte es sich nicht etwa nur um unabsichtliche Änderungen; besonders seit dem Jahre 200 wurden auch, wenn schon in gutem Glauben, absichtliche Änderungen vorgenommen, die dogmatischen Zwecken dienten und in der Absicht geschahen, dogmatisch anstößige Stellen auszumerzen und dem inzwischen zur Herrschaft gelangten Glauben auszugleichen.“ — Wie S. solche absichtliche Änderungen als in gutem Glauben geschehen nennen kann, ist vollständig unbegreiflich. Weiter schreibt S.: „So liegen für Matth. 1, 16 drei Texte vor: 1. Jakob erzeugte den Joseph, Joseph, der Verlobte der Jungfrau Maria, erzeugte den Jesus, der Christus heißt. 2. Jakob erzeugte den Joseph, den Mann der Maria, aus welcher Jesus erzeugt worden ist, der Christus heißt. 3. Jakob erzeugte den Joseph, und dessen Verlobte war die Jungfrau Maria, die Jesum erzeugte, der Christus heißt. Diese verschiedenen Lesarten sind nicht etwa nur der Ausfluß zufälliger Textverwirrung, sondern stellen verschiedene Versuche vor, die Überzeugung von der jungfräulichen Geburt Jesu innerhalb eines Textes, der davon nichts

wußte, zur Anerkennung zu bringen.“ — Einfach unwahr, daß der Text von der jungfräulichen Geburt Jesu nichts wußte. — S. I, 73: „Ähnlich verhält es sich mit dem Verse Matth. I, 25, der ursprünglich lautete: „Joseph erkannte sie (Maria) nicht, bis sie ihren erstgeborenen Sohn geboren hatte“; dieses „erstgeborene“ wurde später ausgelassen, weil es die Vorstellung erweckte, als habe er sie später erkannt, und daher dem kirchlichen Glauben von der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens widersprach.“ —

Was ist nun Wahres an dieser Beschuldigung gegen die ersten Christen? Man lese nur, was Hieronymus geschrieben hat und in fast allen katholischen Ausgaben der Biblia sacra voran gedruckt ist. Es ist einfach lächerlich; wo Männer wie Origenes und Hieronymus so offen und deutlich sich aussprechen über unrichtige Lesarten und Textverbesserungen, ist dadurch der überzeugendste Beweis gegeben, daß hier nichts zu verheimlichen war. Zugleich ist auch der Beweis geliefert, daß S. mit Unrecht spricht von einer „Zeit, die sich von unserer heutigen kritischen Zweifelssucht (!) und von unserer modernen Anschauung über die strenge Wahrhaftigkeit der literarischen Produktion durch ihre fast gedankenlose Leichtgläubigkeit u. Gleichgiltigkeit in Sachen literarischer Autorschaft himmelweit unterschied.“ Es ist Tatsache, daß Epiphanius (ed. Migne. Vol. 2. 727) in seiner Schrift gegen die Antidikomarianiten sich keineswegs um das Wort: „erstgeborenen“ kümmert und diese Lesart beibehält. Es ist Tatsache, daß Hieronymus in seinem Streit gegen Helvidius ebenfalls das Wort: „erstgeborenen“ nicht ausläßt, sondern schreibt: „Primogenitus est non solum post quem et alii, sed ante quem nullus . . . Definivit sermo Dei, quid sit unigenitum: omne, inquit, quod aperit vulvam.“ (Vol. 2, 192). Es ist Tatsache, daß auch jetzt noch die Vulgata das Wort: erstgeborenen hat.

S. I, 74: „Zudem hatte man von der ganzen ungeheuren Tragweite der neuen Verse noch gar keine Ahnung und konnte noch keine haben, da sich ihre Konsequenzen erst im Laufe der Zeiten, dann aber allerdings sicher und unaufhaltsam, einstellten.“ Hier ist Schnitzer wiederum in flagrantem Widerspruch mit sich selbst. Er schreibt I, 82: „Die Stelle Matth. 16, 17 leistet Rom unschätzbare Dienste, ja verschafft ihm den Sieg. Und doch hat nicht sie das Papsttum geschaffen, sondern das Papsttum sie.“

Schnitzer beruft sich auf Tertullian „der die Herrenworte an Petrus als erster zitiert, faßt sie als ein dem Petrus rein persönlich verliehenes und daher (!) unvererbliches und unübertragbares Privileg auf, das seine Auffassung über die kirchliche Hirten- und Lehrgewalt nicht im geringsten berührt.“ — Was sagt Tertullian zu Callixtus? Die ganze Stelle findet sich ed. Migne II, 1024, beweist gerade das Gegenteil von dem, was Schnitzer immer will, es sei Petrus keine Auszeichnung vor den anderen zuteil geworden. Es ist dasselbe Spiel, das man bei Cyprian gesehen hat. Für die Wahrheitsliebe Schnitzers kann nur dies wieder hervorgehoben werden, daß er keine eigene Arbeit liefert, sondern daß ihm „das Wiederkäuen zur süßen Gewohnheit“ geworden zu sein scheint. Unwillkürlich doch fällt einem hier das Wort Tertullians ein, das dieser von dem Lügengeiste im Paradiese spricht: „Tortuose procedit, nec semel totus.“ „Origenes spricht nicht bloß von Handschriften, die einen anderen Text bieten, sondern auch von Leuten, die kein Bedenken tragen, Zusätze und Abstriche am heiligen Texte vorzunehmen. Und schon Bischof Dionysius von Korinth klagt (um 170), daß nicht bloß seine eigenen Briefe, sondern sogar die Schriften des Herrn selbst durch Auslassungen und Zusätze gefälscht werden.“ S. II, 70.

Was sagt Origenes? Origenes widerlegt Celsus, über dessen Werk Möhler schrieb: „Was höhnischer Spott, wegwerfende, frivole Sophistik Gehässiges und Verletzendes aufzubringen vermag, wird hier über die Christen ausgegossen." Celsus nun sagt bei Origenes, daß **einige** Gläubige (*τινας των πιστευοντων*) die Schrift fälschen. Und die Antwort bei Origenes (Vol. I, 847) lautet: „Ich habe von keinem anderen den Text des Evangeliums ändern sehen als von den Anhängern des Marcion, Valentinus und vielleicht auch von denen von Lucanus. Dies kann man jedoch nicht unserer Lehre zum Vorwurf machen; schuldig sind sie, welche das Evangelium zu fälschen wagen. Denn ebensowenig du es der Philosophie übelnehmen kannst, wenn Sophisten, Epicuristen und Peripatetiker falsche Grundsätze erfunden haben, so kann man es dem wahren Christentum nicht zum Verbrechen machen, daß einige die Evangelien gefälscht und neue Sekten gestiftet haben." So Origenes gegen Celsus. Und Dionysius spricht bei Eusebius: „die Apostel des Teufels (*οἱ τοῦ διαβόλου ἀπόστολοι*) haben sie (meine Briefe) mit Unkraut gefüllt . . . Kein Wunder, da einige sogar die Schriften des Herrn selbst gefälscht haben." Wird Dionysius mit den Aposteln des Teufels die Hausgenossen des Glaubens gemeint haben?

Taedet me. Ich habe genug davon. Hat jemand noch Lust, das „Quellenmaterial" Schnitzers weiter zu prüfen, so nehme er das bekannte „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche von Dr. Karl Hase". Da findet man das ganze „Quellenmaterial" Schnitzers: Dionysius von Korinth, Irenaeus, Tertullian usw. Tausendmal ist das alles schon widerlegt. Taedet me. Wahrhaftig, hier gilt nicht Horaz': Bis repetita placent.

Der Kuriosität wegen sei hier erwähnt, daß S. von dem „sogenannten ersten Klemensbrief" spricht (I, 64) und es bei Harnack tadelt, daß dieser in diesem Brief „einen Ausdruck der Pflicht, der Liebe und der Autorität zugleich" findet. S. meint, daß „im ganzen Briefe beim besten Willen von dieser Autorität nichts zu entdecken" ist. Und zwar weil „nirgends wird kommandiert und geschulmeistert". „Überhaupt spricht nicht Klemens, nicht der römische Bischof, sondern die römische Gemeinde zu den Korinthern. Im ganzen Schreiben heißt es niemals „ich", sondern es wird immer nur in der Mehrzahl gesprochen: „wir". — Im Jahre 1875 hat der Metropolit von Serros in Macedonien, Philotheos Bryennios, ein neu aufgefundenes Manuscript der Briefe des Klemens von Rom herausgegeben. Die Ausgabe ward freudig begrüßt, und im Jahre 1877 hat Rénan im Journal des Savants Klemens zweifellos als Verfasser anerkannt. Er schreibt: „Clément Romain, quoiqu'on en dise, fût bien un personnage réel, ce fût un chef d'Eglise, un evêque avant que l'épiscopat fût nettement constitué, j'oserais presque dire un pape, si un tel mot ne faisait ici un trop fort anachronisme. Son autorité passa pour la plus grande de toutes en Italie, en Grèce, en Macédoine, durant les dix dernières années du Ier siècle. A la limite de l'âge apostolique, il fût comme un apôtre, une des colonnes de cette grande Eglise de Rome, qui depuis la destruction de Jérusalem devenait de plus en plus le centre du christianisme."

Die aus den Kirchenvätern genommenen Einwendungen lassen sich alle leicht beseitigen durch die Feststellung dieser drei Tatsachen. a) Es ist sonnenklar, daß die Väter durch ihre Erläuterungen der Textworte keineswegs leugnen wollen, was in anderen Erklärungen gesagt wurde. b) Die meisten Erläuterungen der Väter sind gegen Gegner gerichtet. Diese großen Männer bauten zugleich auf und kämpften. Der Reichtum

der Schriftworte gab ihnen Gelegenheit, nach verschiedenen Seiten hin den mannigfaltigen Geist der Buchstaben darzulegen. Das in seiner lebendigen Wahrheit für alles und für alle passende Gotteswort läßt sich nicht immer in seiner vollen Tragweite von der schwachen menschlichen Sprache auf einmal erschöpfen. Man braucht auch nicht immer alles zugleich zu sagen. Man kann seine Treue an den König kundgeben, ohne daß man dabei immerfort seine Treue an das Reich und die Verfassung erwähnt. c) Kommt, wie wir schon bei Cyprian z. B. überzeugend nachgewiesen haben, es sehr darauf an, weshalb der eine oder andere Kirchenvater an einer bestimmten Stelle so schrieb.

Unlogisch ist die Folgerung S.s, wenn er I, 71 aus den bei den Vätern gebrauchten Abkürzungen oder Varianten schließen will, daß „der Text von Matth. 16, 18 noch bis tief ins 4. Jahrhundert hinein schwankend ist." Heutzutage ist die Vulgata sicher nicht mehr schwankend. Und wie oft werden Schriftworte und auch Stellen aus Kirchenvätern abgekürzt, oder dem Sinne nach, oder nach dem Sinne, den man für den richtigen hält, zitiert. Einige dieser unrichtigen Zitate bekommt man fast nur immer in dieser eigentümlichen Fassung zu hören. Wer kennt nicht das: „Dixi et salvavi animam" des Propheten. Das „Roma locuta, causa finita"; — „in dubiis libertas"; „melius esse quam non esse" des hl. Augustin usw. Niemand glaubt, daß dadurch der richtige Text schwankend sei.

Es ist wohl unnötig zu bemerken, daß alles, was hier bei S. nicht beanstandet worden ist, nicht in der Schrift S.s unbeanstandet sein sollte. Das Gesagte genügt. Noch einmal: Taedet me. Soll ich auf alles hinweisen? Z. B. daß Schnitzer Apocryphen zu Hilfe ruft. Apocryphen sind Pseudo-Quellen, liefern also nur Pseudo-Beweise. Soll ich darauf hinweisen, daß z. B. I, 60 das Wörtchen nur sich bei Klemens nicht vorfindet; I, 61 daß super unam petram nicht berücksichtigt wird; daß II, 3 die Messiaserwartung mit dem Weltende verwechselt wird; daß der Sieg Christi über Tod und Hölle ebenfalls mit den „eschatologischen Erwartungen" auf eine Stufe gestellt wird? Das: „Nunc dimittis" und das: „Vidimus gloriam eius, quasi unigeniti a Patre" hätten schon davon abhalten sollen. Auslassungen wie: „gegen einen Ketzer ist bekanntlich alles erlaubt", hängt man nur niedriger.

Schnitzer beruft sich auch auf den Beifall, den seine Schrift gefunden hat. I, III: „Wenn ich mich entschloß, diese Artikel in Form einer eigenen Schrift zu veröffentlichen, so bestimmte mich hierzu nicht bloß die rege Nachfrage, die diesen Aufsätzen zuteil ward und wird . . ." I, VIII: „In überraschend kurzer Zeit war die erste starke Auflage dieser Schrift vergriffen." Hettinger, (Grundidee der göttlichen Komödie von Dante, Bonn 1876,) schreibt: „Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer zu erkennen. Ein Zug aus dem Leben Dantes selbst möge sie uns erklären. Am Hofe zu Verona, wo der Verbannte bei seinem mächtigen Freunde und Beschützer, dem noch jugendlichen Can grande, ein Asyl gefunden hatte, ging es zuweilen nach Art und Weise der Zeit bei Spiel und vollen Bechern unter fahrenden Leuten, Sängern und Possenreißern lauter zu, als es dem ernsten, von großen Gedanken bewegten und vielgeprüften Dichter lieb sein mochte. Da frug ihn eines Tages sein fürstlicher Freund: „Wie kommt es doch, Dante, daß man mehr Gefallen an jenen Possenreißern hat, als an einem weisen und gelehrten Manne, wie du?" Die Antwort war ein kurzes: „Similis simili gaudet."